Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 1

Jan Carstensen und Gefion Apel (Hg.)

SCHLAGFERTIG!

Studentenverbindungen im Kaiserreich

Reader zu einem
studentischen Ausstellungsprojekt

Westfälisches Freilichtmuseum Detmold
Detmold 2006

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 2

Materialien des
Westfälischen Freilichtmuseums Detmold
- Landesmuseum für Volkskunde –
Herausgegeben im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
von Jan Carstensen und Gefion Apel
Nr. 2

Redaktion: Maya Zumdick
Gestaltung, Druck und Verarbeitung: DruckVerlag Kettler GmbH, Bönen/Westf.

Bibliografische Informationen der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© by Landschaftsverband Westfalen-Lippe
Westfälisches Freilichtmuseum Detmold –
Landesmuseum für Volkskunde
Detmold 2006
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 3-926160-39-X
ISSN: 1862-6939

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 3

Inhalt

Editorial 5

Stefan Baumeier
„Bin an gut erhaltenen Wappenalben interessiert".
Der Studentica-Sammler Ewald Lutz (1909 – 2000) 7

Rainer Pöppinghege
Zwischen Radikalität und Anpassung.
200 Jahre studentische Geschichte 11

Statistiken und Schautafeln 19

Jens Rüße
Recht, Mensur und Duell.
Die Rolle des studentischen Zweikampfes im Kaiserreich 21

Wiebke Abel
Zwischen Freiheit und Reglement.
Erziehungsideale und Erziehungswirklichkeit in
den Studentenverbindungen im Kaiserreich 30

Sabrina Lausen
Wenn Farben die Welt bedeuten.
Der akademische Kulturkampf von 1903-1908 41

Ulrike Claßen
Akademiker und Judenhass?
Studentischer Antisemitismus im Kaiserreich 49

René Kwee
Impressionen studentischen Lebens.
Ein Essay 54

Jens Rüße
Glossar 59

Katalog zur Ausstellung:
Schlagfertig! Studentenverbindungen im Kaiserreich
Mit einer Einführung von Maya Zumdick 61

Kurzbiografien der Autoren und Autorinnen 74

Abbildungsnachweis 75

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 4

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 5

Editorial

Mit dem Kooperationsprojekt “Schlagfertig. Studentenverbindungen im Kaiserreich” hat das Westfälische Freilichtmuseum Detmold Neuland betreten. Erstmals werden eine Ausstellung und eine Begleitpublikation maßgeblich durch Studierende und ihre Forschungen bestimmt.
Diese erfreuliche Zusammenarbeit zwischen der Universität Paderborn und dem Landesmuseum für Volkskunde ist einem wachen Geist zu verdanken:
Der Kontakt entstand bei einer Besichtigung der Studentica-Sammlung des Museums durch den Institutsleiter und Studierende des Historischen Institutes Paderborn, die für eine andere Ausstellung recherchierten. Dabei wurde die Idee geboren, 2006 eine eigene Ausstellung zum Thema Studentica als Kooperationsprojekt zu gestalten. So hatte jener Besuch schließlich nicht nur diesen “Reader” – der dem Vorbild studentischer Arbeitsmaterialien folgt – zum Ergebnis, sondern auch eine sehenswerte Ausstellung, die dem Museum endlich einmal die Gelegenheit gibt, einen Teil seiner Sammlung zum studentischen Leben zu zeigen.

Die Studentica-Sammlung des Westfälischen Freilichtmuseums ist durch die qualitativ hochwertige Stiftung der Detmolder Familie Lutz 1999 sehr bereichert worden und zeichnet sich - auch in Fachkreisen - sowohl durch Vielfalt als auch durch einen guten Zustand der Objekte aus. Allerdings reicht es für eine solche Ausstellung nicht aus, nur Dinge zu zeigen, die das Auge erfreuen. Auch dies ist erwünscht, doch es geht uns als Landesmuseum für Volkskunde um die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge. Der Seminarleiter und die Studierenden sorgten vor allem für den nötigen wissenschaftlichen Hintergrund und sind die Autoren der hier vorliegenden Texte.

Darüber hinaus freuen wir uns sehr, den ehemaligen Direktor des Freilichtmuseums, Prof. Dr. Stefan Baumeier, der in vielen Gesprächen mit der Familie Lutz die Geschichte der Sammlung und deren Entstehung aufgearbeitet hat, zu den Autoren zählen zu dürfen. Ganz besonders möchten wir an dieser Stelle dem Privatdozenten Dr. Rainer Pöppinghege und seinen engagierten Studierenden danken, die an der Vorbereitung der Ausstellung so entscheidend mitgearbeitet haben. Die Studierenden haben hier die Chance genutzt, über erste wissenschaftliche Arbeiten hinaus auch noch einen ersten Schritt in die museale Praxis zu tun.

Studentenkultur bedeutet nicht nur Erinnerungskultur - auch wenn das ein Gedanke ist, der sich bei einem Blick auf die Objekte gerade der Sammlung Lutz nahezu aufdrängt. Bei systematischer Betrachtung zeigt sich, dass bestimmte Gegenstände fehlen, so vor allem die Mensurkleidung. Das Museum ist daher einem weiteren Stifter sehr dankbar, der gerade diesen Bereich kurz vor Beginn der Ausstellung gezielt für uns zusammengestellt hat. Es handelt sich um „Paukund Mensurkleidung“, die lange noch im “Corps Normannia Hannover” in Gebrauch war.

Es bleibt zu wünschen, dass dieses Kooperationsprojekt Fortsetzungen findet und auch das spannende Thema “Studentenleben” weitere Forscher und Sammler motiviert. An diese Stelle gehört auch noch einmal ein Dank an die beiden Ausstellungskuratorinnen, Katharina Schlimmgen-Ehmke M.A. und Maya Zumdick M.A. für die schnelle, kreative und kompetente Umsetzung dieser Ausstellung.

Jan Carstensen
Gefion Apel

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 6

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:13 Uhr Seite 7

Stefan Baumeier

„Bin an gut erhaltenen Wappenalben interessiert“

Der Studentica-Sammler Ewald Lutz (1909 – 2000)

Schon über viele Jahre galt die Studentica-Sammlung von Ewald Lutz unter Eingeweihten als besonders umfangreich und qualitätvoll – doch außerhalb der Szene blieb sie weitgehend unbekannt. So wundert es auch nicht, dass der Verfasser, obwohl am gleichen Ort als Museumsleiter tätig, erst Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts der Familie Lutz einen Besuch abstattete. Was er vorfand, war ein hoch passioniertes Sammlerehepaar, in deren 60er Jahre–Einfamilienhaus die Sammlung vom Keller bis zum Dachboden Schränke und Regale füllte und selbst die Wände des Treppenhauses mit Grafiken und Großfotos überzog.

Ein Rundgang mit Ewald und Ilse Lutz offenbarte die Breite und Dichte der Sammlung. Große Teile des Vorgefundenen hätten wunderbar Sammlungsdesiderate des Museums geschlossen, hatte doch das Westfälische Freilichtmuseum als Landesmuseum für Volkskunde kurz zuvor die Themen Jugend, Schule und Ausbildung zu einem Sammelschwerpunkt erhoben und gehörten die Bereiche Brauch und die zur Brauchhandlung notwendigen materiellen Kulturzeugnisse schon länger zur Sammelkonzeption des Museumsinstituts. Allerdings stieß die dezente Frage nach dem zukünftigen Verbleib dieser Sammlung noch nicht auf Gegenliebe. Für solche Gedanken war bei dem hoch engagierten Sammler und systematischen Ergänzer die Zeit noch nicht reif. Und auf die neugierige Frage des Museologen, warum er gerade Studentica sammle, nannte Ewald Lutz zur Begründung die verlorene Heimat West- und Ostpreußen und seine zweite Heimat, die Burschenschaft „Germania-Königsberg“ von 1843.

Ewald Lutz wurde als Sohn des Landwirtes Arthur Lutz 1909 in Tragheimerweide/ Westpreußen geboren.

Der elterliche Hof der Familie Lutz in Tragheimerweide/ Kreis Stuken, Westpreußen.

Der Vater war viele Jahre Ortsbürgermeister und bewirtschaftete einen 49ha großen Hof mit reichem Viehbestand sowie Zuckerrüben- und Weizenanbau. Ewald Lutz besuchte die Oberrealschule in Graudenz, dann das Realgymnasium Marienwerder. Anschließend ging er an die Universität nach Jena um Jura zu studieren und trat hier den „Teutonen“ bei, einer Verbindung, die er aber mit dem Wechsel für zwei Semester nach Greifswald wieder verließ. In Greifswald wurde er erneut aktiv, dieses Mal bei der Burschenschaft „Rugia“. Anschließend wechselte er zur Universität Königsberg und wurde im Wintersemester 1930/31 Mitglied der Burschenschaft „Germania“, der er sein ganzes Leben verbunden blieb und die er als seine Heimat betrachtete.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 8

Ewald Lutz in „Vollwichs“ der Verbindung „Germania Königsberg von 1843“ um 1932.

Noch vor Studienende nahm er eine Stelle der Landesbauernschaft Ostpreußen an, mit der Aussicht, als Erbe eines landwirtschaftlichen Betriebes einmal Landwirtschaftsrat zu werden. In dieser Tätigkeit lernte er auch seine spätere Frau Ilse Herhudt kennen, die als landwirtschaftliche Lehrerin ausgebildet und als Arbeitsvermittlerin tätig war. Auch ihr war das studentische Verbindungsleben von ihrem Vater her bekannt, der in Berlin Tiermedizin studiert hatte und der Burschenschaft „Marcomannia“ angehörte.

Die Zukunftspläne des jungen Paares wurden durch Kriegsdienst und Gefangenschaft und die unheilbare gesundheitliche Schädigung des kleinen Sohnes Ewald auf der Flucht 1945 nach Westen zerstört. Der Neuanfang in einer Wehrmachtsbaracke im Oldenburger Land - hier kam auch das zweite Kind, die Tochter Gabriele zur Welt - gestaltete sich schwierig. Ewalds Hilfstätigkeiten bei den Besatzungstruppen und gelegentliche Vorträge über Ostpreußen an den Schulen sowie Schreibtätigkeiten Ilses für das Oldenburger Gericht hielten die Familie über Wasser. 1954 erfolgte der Umzug nach Detmold, das noch als Aufnahmegebiet für Flüchtlinge galt. Ilses Anstellung am Sozialgericht Detmold und dann Ewalds Anstellung bei der Straßenbauverwaltung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe lösten die existentiellen Sorgen der Familie. Angeregt durch die einstige umfangreiche Bibliothek im verlorenen Elternhaus begann Ewald Lutz mit dem Sammeln von Büchern. Dass der Schwerpunkt der Literatur auf West- und

Ilse Lutz, geb. Herhudt, um 1943.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 9

Stiftungsfest in Hamburg. Familie Lutz ist links unten im Bild zu sehen.

Ostpreußen lag, ist als Kompensation seiner unerreichbaren Heimat zu verstehen, einer Heimat, von der er bis zu seinem Lebensende die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, eines Tages in sie zurückkehren zu können. Doch von den Büchern wechselte er schnell zur Sammlung von Studentica-Artikeln, zumal die Verbindung zu seiner alten Burschenschaft Germania wiederhergestellt werden konnte. Die „Germanen“ hatten 1950 in Hamburg ein Haus erworben, um das Königsberger Verbindungsleben als Burschenschaft „Germania-Königsberg zu Hamburg“ fortzusetzen. Ewald Lutz hielt intensiv Kontakt zu den „Germanen“ und besuchte die jährlichen Stiftungsfeste regelmäßig.

Darüber hinaus wurde er Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Hochschulkunde mit ihrem Institut an der Universität Würzburg, an deren Jahrestagungen er ebenfalls teilnahm. Jeder Groschen, den er von seinem Einkommen abzweigen konnte, wurde in die Sammlung gesteckt. Sie war, wie seine Frau bestätigt, sein Leben. So gut wie alle Telefonate, alle Briefe galten der Sammlung. Seine Lektüre bestand ausschließlich aus Studentengeschichte. Als kenntnisreicher Spezialist wurde er vielfach um Auskunft gebeten.

Das erste Auto, ein VW Käfer, ermöglichte die ersten Sammelfahrten, bei denen sich nach und nach die Kreise ausdehnten.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 10

Flohmärkte, Antiquariate, Antiquitätenhändler in Hamburg, Berlin und Heidelberg, ja in der ganzen Republik und in Österreich wurden aufgesucht und auf Studentica hin abgeklopft. Das Sammeln war wie ein Fieber und selbst die Hotelkosten wurden anfangs eingespart, um für dieses Geld ein teureres Stück erwerben zu können: Man schlief halt im Auto. Und auch die wenigen Urlaube dienten schwerpunktmäßig dem Durchforsten der einschlägigen Geschäfte. Und selbst als Ilse Lutz zur Kur war, hatte sie für ihren Mann nach entsprechenden Objekten Ausschau zu halten. Wurden anfangs alle Couleurartikel und Dedikationsstücke sowie Zierobjekte zur Wohnungsdekoration – hier insbesondere Wandschmuck - erworben, so entwickelte Ewald Lutz im Laufe der Jahre ein deutliches Qualitätsbewusstsein und eine spezialisierte Schwerpunktbildung. Im Zentrum des Sammelns standen nun die Fotoalben von Verbindungen und einzelner Verbindungsstudenten sowie Lithographien und Großfotos von Kneipgesellschaften und Stiftungsfesten. Komplette Alben von höchster Qualität mit zum Teil überaus prächtigen Einbänden, Schließen, Wappen und Widmungen waren das Ergebnis. Vieles erwarb Ewald Lutz auf Auktionen, anderes über eigene Suchanzeigen bei den einschlägigen Händlern und Sammlern. Vielfach ließ er sich Ansichtslieferungen kommen: „Da Einband und Deckel stockfleckig sind, konnte ich das Büchlein nicht verwenden [....], bleibe jedoch an gut erhaltenen Wappenalben interessiert".

Ewald Lutz hat mit größter Passion, bis ihn eine lange schwere Krankheit davon abhielt, seine gesamte freie Zeit und sein Geld für die Sammlung aufgewändet. Diese Sammlung fokussiert in ihrer Vielfalt, Dichte und Qualität einen exzellenten Ausschnitt zur Kulturgeschichte des studentischen Verbindungswesens auf seinem Höhepunkt zwischen 1850 und dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Um die Sammlung im Sinne ihres Mannes komplett zusammen zu halten und das Lebenswerk ihres Mannes geordnet in der Nähe seiner Ruhestätte zu wissen, stiftete Ilse Lutz sie dem Westfälischen Freilichtmuseum Detmold, für das diese großzügige Schenkung eine hochwillkommene Bereicherung darstellt und wo sie unter der Bezeichnung „Sammlung Lutz" für die wissenschaftliche Forschung und Präsentation Eingang gefunden hat.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 11

Rainer Pöppinghege

Zwischen Radikalität und Anpassung

200 Jahre studentische Geschichte

Studenten? Was sind oder waren das für Wesen? Beim nicht-akademischen Teil der deutschen Gesellschaft halten sich hartnäckig Klischeebilder, die vom akademischen Teil des Öfteren durch dessen eigenes Verhalten bestätigt werden.[1] Studenten schlafen lange, weil sie am Vorabend lange gefeiert und entsprechende Mengen Alkohol konsumiert haben. Den verbleibenden Resttag verbringen sie – folgt man den gängigen Stereotypen – damit, sich mit ihren Kommilitoninnen zum Kaffee zu verabreden, zu jobben und nur höchst gelegentlich die Alma Mater aufzusuchen. Dieses Image ist grob, holzschnittartig – und keineswegs realitätsfern, wie der Autor dieser Zeilen aus Erfahrung berichten kann. Es gibt und gab Studenten, die genau diesem Lebenswandel frönten, es gibt und gab Studenten, die dies zumindest phasenweise taten.

Und da das Studium spätestens seit Wilhelm von Humboldt nicht lediglich dem Wissenserwerb, sondern mindestens in gleichem Maße der Ausbildung der Persönlichkeit dienen sollte, erfuhren derartige Verhaltensweisen sogar höhere moralisch-akademische Weihen. Sicherlich: Exzessives Trinken hatte Humboldt wohl nicht im Sinn, als er die preußischen Universitäten mit seinen Reformen an die Weltspitze führen wollte und so ganz nebenbei die Qualifikation der königlichen Untertanen um ein Vielfaches erhöhte. Trotzdem gehörte zu seinem Konzept immer beides: sowohl das wissenschaftliche Forschen und Lernen als auch die individuelle Freiheit. Ob sich dieses Ideal angesichts der umfänglichsten Hochschulreform seit Humboldt im Zuge des europaweiten so genannten „Bologna-Prozesses“ weiterhin verwirklichen lässt, mag dahin gestellt bleiben.

Doch sei die These gewagt, dass sich die künftigen Studierendengenerationen angesichts der Ökonomisierung der Wissenschaftslandschaft immer mehr dem Lebensstil des Kleinbürgers annähern werden. Schon heute zählen regelmäßige Urlaube und vielfach auch ein eigenes Auto zum konsumtiven Standardprogramm vieler Hörsaalbesucher. Das war vor 25 Jahren noch ganz anders. Vor dem Hintergrund der eingeführten oder bevorstehenden Studiengebühren dürfte sich der ökonomische Druck auch auf das Studentenleben auswirken. Die Notwendigkeit, das Studium effizient zu „absolvieren“, also möglichst schnell ohne oder mit nur geringer Bindung zum Fach, ist bereits jetzt zu beobachten. Wer sich nicht aus der elterlichen Schatulle oder einem der angekündigten, bisher aber nur unzureichend realisierten Stipendienprogramme finanziert, muss darüber hinaus noch die lästige Frage beantworten, wie denn der Lebensunterhalt zu bestreiten sei. Eine andere Frage ist, wie sich die mitunter drastisch verkürzte Studiendauer auf das Leben der studentischen Verbindungen auswirken wird. Auch hier sind Anpassungsprozesse erheblichen Ausmaßes zu erwarten, die an dieser Stelle jedoch nicht diskutiert werden können und sollen.

Mit Fragen des „Jobben“ hatten sich deutsche Studenten im 19. Jahrhundert nicht zu beschäftigen. Ihr Leben erscheint uns im Rückblick leicht wie eine Idylle: Wer einigermaßen begütert war, also dem Wirtschafts- und Bildungsbürgertum oder dem Adel entstammte, der studierte vor sich hin, suchte sich die wissenschaftlich und

touristisch attraktivsten Studienorte aus und zog dorthin, wo es ihm gerade behagte. Wenn diese Lebensphase nun zwei Semester länger dauerte, so machte man hiervon kein Aufhebens, stand einer relativ gesicherten Karriere mit entsprechenden Verdienstmöglichkeiten – von Fach zu Fach verschieden – doch weiterhin nichts im Wege. Auch wenn sich diese Lebensweise im 20. Jahrhundert nur noch ansatzweise verwirklichen ließ und sich die Lebenswirklichkeit „der" Studenten immer weiter ausdifferenzierte, so erinnern sich die meisten Akademiker doch mit Wehmut an „die schöne Studienzeit" respektive „Alte Burschenherrlichkeit". Immerhin ist dies eine Sozialisationsphase, die erstmals vom Elternhaus nur begleitet, nicht aber bestimmt wird. Freundschaften „fürs Leben" werden in diesem Lebensalter geschlossen, der junge Mensch genießt seine vermeintliche Unabhängigkeit. Vermeintlich deshalb, weil er mittelbar diszipliniert wurde: Den elterlichen Scheck gab es oft nur gegen Wohlverhalten, und schließlich forderte ein seriös verfolgtes Studienziel ein Mindestmaß an Selbstdisziplin. Trotzdem bietet kein anderer Lebensabschnitt eine solche Fülle an intellektuellen und persönlichen Freiheiten, so dass man in der Tat von einer entscheidenden Phase der charakterlichen Reifung sprechen kann.

An dieser Stelle kamen und kommen die studentischen Verbindungen, die Korporationen, ins Spiel. Sie traten als zusätzliche Sozialisationsinstanz auf den Plan, die den Alltag und häufig auch die weitere Karriere ihrer Mitglieder bestimmten. Wie hoch der Anteil der Korporierten unter allen männlichen Studierenden war, kann im Einzelfall nur geschätzt werden. Die Werte reichen bis zu 60 Prozent, was für einzelne Universitäten zutreffen mag. Je nach Universitätsort und Fakultät dürften sich aber auch deutlich niedrigere Anteile ergeben haben. Die Verbindung unterwarf ihre Mitglieder einer strikten Selbstdisziplin. Auf der anderen Seite leistete sie jedoch auch einer exzessiven Lebensweise Vorschub. Diese eigentümliche Stellung – teils gegen, teils im Einklang mit der bürgerlichen Gesellschaft und deren Normen – war mitverantwortlich für das politische Verhalten der studentischen Jugend.

Während das studentische Leben im 19. Jahrhundert stark von den Korporationen geprägt war, lässt sich seit dem Ersten Weltkrieg ihr stetiger Bedeutungsverlust innerhalb der Studentenschaft nachweisen. Zu Zeiten des Deutschen Bundes und selbst noch im Kaiserreich waren sie nahezu die alleinige Stimme, wenn es um politische Forderungen oder Stellungnahmen ging. Mit Beginn der Weimarer Republik differenzierte sich die studentische Vereinslandschaft zusehends aus, was sich in der Bundesrepublik fortsetzte. Lediglich während der NS-Herrschaft ist eine Zentralisierung im Sinne des totalitären Staates zu beobachten, der schließlich auch die studentischen Verbindungen zum Opfer fielen.

Das oben beschriebene Lebensgefühl von Bindungslosigkeit und jugendlichem Enthusiasmus stellte die studierende Jugend während der vergangenen 200 Jahre des Öfteren an die Spitze „fortschrittlicher" Bewegungen. Wenn es um Forderungen nach gesellschaftlichen Veränderungen ging, waren Studenten oft dabei. Als politische Größe traten die Studenten erstmals zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf den Plan.[2] In den anti-napoleonischen Freiheitskriegen stellten sie einen überproportionalen Anteil der Freiwilligen. Zwar handelte es sich keineswegs um eine ausschließlich junge akademische Bewegung, die gegen Napoleon die Waffen ergriff, da lediglich 5 Prozent als

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 13

Studenten gelten konnten. Doch wies kein anderer Stand bzw. keine andere gesellschaftliche Gruppe einen ähnlich hohen Anteil von Freiwilligen – immerhin 20 bis 50 Prozent – auf. Der wohl prominenteste unter ihnen war der Dichter Theodor Körner, der am 13. August 1813 den „Heldentod" starb. Zuvor hatte er 1808-10 Bergbau, danach Geisteswissenschaften studiert. Als Anhänger des einflussreichen Turnvaters Jahn siedelte Körner, der der Landsmannschaft „Thuringia" angehörte, nach Wien über, um dort als Dichter zu arbeiten. Im Jahre 1813 zog es ihn angesichts der Erhebung gegen Napoleon ins Freikorps Lützow, wo er zum Leutnant gewählt wurde. Berühmt wurde Körner mit seiner Befreiungskriegslyrik, die politische, religiöse und antifranzösische Elemente miteinander verband. Gleichzeitig trat hier bereits ein Motiv hervor, das die junge deutsche Nationalbewegung die folgenden Jahrzehnte hinweg begleiten sollte: die Rede ist von der antipartikularen Stoßrichtung. Wer die Einheit der deutschen Nation verlangte, der musste mit den politischen Ambitionen der Einzelfürsten im Widerspruch stehen.

Ein weiteres wichtiges, weil stilbildendes Motiv, war das der wehrhaften Männlichkeit. Auch dieses Idealbild des tapfer kämpfenden und opferbereiten Vaterlandsverteidigers findet sich in Variationen über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg bis in den Ersten und Zweiten Weltkrieg hinein.

Nach dem Sieg über die Franzosen wurde der Enthusiasmus der jungen national-liberalen Bewegung alsbald enttäuscht. Auf dem Wartburgfest, zu dem sich 1817 zum Gedenken an den Lutherschen Thesenanschlag von 1517 knapp 500 Studenten versammelt hatten, war noch viel vom Elan des anti-napoleonischen Kampfes die Rede.

Mehr noch brach sich aber die Enttäuschung über die jüngste politische Entwicklung Bahn. Der Burschenschafter Hermann Riemann beklagte auf die Leipziger Völkerschlacht von 1813 wehmütig zurückblickend: „Vier lange Jahre sind seit jener Schlacht verflossen; das Deutsche Volk hatte schöne Hoffnungen gefasst, sie sind alle vereitelt." Damit meinte er die durch die restaurativen Resultate des Wiener Kongresses von 1815 enttäuschten Hoffnungen auf nationale Einheit und Größe. Statt dessen hatten sich die Fürsten in ihrem Partikularismus eingerichtet und unterbanden jegliche Kritik im Innern. Riemann schwor seine Kommilitonen darauf ein, „daß uns nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrones, zu reden das starke freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt".[3] Das Ganze mündete im Rahmen einer aktivistischen Aktion in die erste Bücherverbrennung, der die Werke wichtiger Restaurationsschriftsteller zum Opfer fielen – die Bücherverbrennung der Nationalsozialisten im Mai 1933 ist damit bei genauem Hinsehen keine originäre Tat mehr.

Doch auch mit dem Reden war es so eine Sache: Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 legten der Opposition den Maulkorb an und richteten sich insbesondere gegen die Versammlungsfreiheit an den Universitäten. So wurden auch die studentischen Zusammenkünfte von Spitzeln überwacht und die Opposition in den Untergrund getrieben. Freilich war auch diese längst nicht mehr eine homogene Gruppe mit ebensolchen Interessen. Es bildeten sich verschiedene Richtungen mit gemäßigten bzw. radikaleren Zielsetzungen und Handlungsweisen. Während 1832 mit dem Hambacher Fest, an dem auch Studenten teilnahmen, ein symbolisches Zeichen für die Forderung nach freiheitlichen Grundrechten gesetzt wurde, tobte sich kurz darauf eine radikalere Gruppe

beim Frankfurter Wachensturm aus: höchstens 50 Studenten aus Würzburg und Heidelberg besetzten am Abend des 3. April die Frankfurter Hauptwache, befreiten einige Gefangene und riefen zur Revolution auf. Allein, es blieb beim Sturm im Wasserglas, weil sich die breite Mehrheit der Bevölkerung – ähnlich wie 1968 – vom studentischen Revolutionsaktivismus nicht gerade angezogen fühlte. Als das Volk dann 1848 tatsächlich auf die Barrikaden ging, waren die Studenten zwar mit von der Partie, spielten jedoch keine herausragende Rolle. Einzig die „Progressbewegung" tat sich mit demokratischen und sozialen Ideen auf studentischer Seite hervor.

In den restaurativen 1850er Jahren und auch im folgenden Jahrzehnt blieb es weitgehend ruhig an den Universitäten. Die Studenten gaben ihre Oppositionsrolle nach und nach auf und näherten sich in der Folgezeit dem politischen Mainstream des deutschen Bürgertums an. Das hieß: Bismarck galt als Maß aller Dinge, die 1871 verwirklichte Reichseinigung erschien zumindest als Teil traditioneller Forderungen. Gesellschaftliche Veränderungen standen dagegen nicht mehr auf der Tagesordnung der akademischen Jugend. Diese hatte freilich auch mit anderen Problemen zu kämpfen: Die studentischen Verbindungen und Verbände differenzierten sich weiter aus und beschäftigten sich häufig zuerst einmal mit sich selbst und der Diskussion ihrer Rituale. Gleichzeitig sorgten steigende Studentenzahlen – einher gehend mit der sozialen Öffnung – auch für untere Schichten für eine gewisse Verunsicherung. Und schließlich: Das Studium war fortan nicht mehr automatisch gleichbedeutend mit einer beruflichen Erfolgskarriere, so dass Existenzängste ihren Teil dazu beitrugen, die „große Politik" an den Rand des studentischen Wahrnehmungshorizonts zu drängen.

Als dann in Preußen im Jahr 1908 auch noch Frauen den vollen Zugang zu den Hochschulen erlangten, scheint für viele männliche Kommilitonen die letzte Bastion hegemonialer Männlichkeit gefallen zu sein. Mehr denn je versuchten sich Verbindungsstudenten durch die Exklusivität ihrer Zusammenschlüsse vom Rest der Gesellschaft abzugrenzen und ein elitäres Selbstverständnis zu pflegen.

Heinrich Mann hat dies in seinem 1911/14 erschienenen Roman „Der Untertan" in einzigartiger Weise beschrieben, wenn er den Wertehorizont des Protagonisten karikierte:

„Nicht Stolz oder Eigenliebe leiteten Diederich: einzig sein hoher Begriff von der Ehre der Korporation. Er selbst war nur ein Mensch, also nichts; jedes Recht, sein ganzes Ansehen und Gewicht kamen ihm von ihr. Auch körperlich verdankte er ihr alles: die Breite seines weißen Gesichts, seinen Bauch, der ihn den Füchsen ehrwürdig machte, und das Privileg, bei festlichen Anlässen in hohen Stiefeln, mit Band und Mütze aufzutreten, den Genuß der Uniform! Wohl hatte er noch immer einem Leutnant Platz zu machen, denn die Körperschaft, der der Leutnant angehörte, war offenbar die höhere, aber wenigstens mit einem Trambahnschaffner konnte er furchtlos verkehren, ohne Gefahr, von ihm angeschnauzt zu werden. Seine Männlichkeit stand ihm mit Schmissen, die das Kinn spalteten, rissig durch die Wangen fuhren und in den kurz geschorenen Schädel hackten, drohend auf dem Gesicht geschrieben – welche Genugtuung, sie täglich und nach Belieben einem jeden beweisen zu können!"[4]

Von politischen Bekundungen seitens studentischer Kreise ist aus den Jahren des Kaiserreiches nicht viel bekannt.[5] Die Politik

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 15

überließ man nur allzu gerne der Regierung, mit der man in der Regel übereinstimmte. Studenten, insbesondere solche in den Verbindungen, verstanden sich als kaisertreu und loyal der Monarchie gegenüber. Lediglich in ihrer Bismarckverehrung konnten sie nach dem Tod des „Eisernen Kanzlers" dem jungen Kaiser auf die Nerven gehen, den ja bekanntlich ein eher gespanntes Verhältnis zum alten Reichskanzler ausgezeichnet hatte. Doch spätestens mit Ausbruch des Weltkriegs waren die Reihen wieder fest geschlossen und die Studenten eilten – freudiger als jede andere Bevölkerungsgruppe – freiwillig „zu den Fahnen". Wer derartige politische Vorprägungen durchlebt hatte und zudem noch bindungslos war, angetrieben von jugendlich-mannhaftem Elan sich auf dem „Felde der Ehre" zu beweisen, der war in hohem Maße dafür prädestiniert, in den Juli- und Augusttagen des Jahres 1914 echte Kriegsbegeisterung zu verspüren. Dies unterschied die Studenten von anderen Bevölkerungskreisen. Als Arbeiter oder Bauer und bzw. oder Familienvater hatte man nämlich unter Umständen andere Sorgen. Und so waren unter den prominenten Kriegshelden auch solche aus der Studentenschaft. Insbesondere die Namenlosen, die im November 1914 vor Langemarck verheizt wurden, eigneten sich bestens zur Installierung eines nationalistischen Mythos. Sie sollen unter Absingen des Deutschlandlieds dem Feind furchtlos entgegengetreten sein und ihr Leben willig dem Vaterland geopfert haben, so jedenfalls der Heeresbericht als Ausgangsbasis für die nachfolgende Mythisierung, die sich inzwischen als drastisch übertriebene Darstellung erwiesen hat.

Diejenigen, die den Krieg überlebt hatten, kehrten höchst desillusioniert an die Hochschulen des gebeutelten Deutschen Reichs zurück.[6] Im Kopf hatten sie die Vorstellung, die Heimat habe der Front hinterrücks den Dolchstoß versetzt.[7] Voller Unverständnis mussten sie mit ansehen, wie ihre alten elitär-monarchischen Ideale in der neuen Republik nichts mehr galten. Die Novemberrevolution und selbst die Etablierung einer parlamentarischen Demokratie waren ihnen verhasst. Zu keinem Zeitpunkt zwischen 1918 und 1933 fand eine Mehrheit der Studierenden ein positives Verhältnis zum Staat. Hatten sich die Studenten im Kaiserreich kritiklos an die herrschenden Zustände angelehnt, so gingen sie jetzt auf unversöhnliche Distanz zur Weimarer Republik. Von der Staatsnähe zur Staatsferne, vom unkritischen Enthusiasmus bis zur fanatischen Ablehnung – zu keiner Epoche der deutschen Geschichte war der Stimmungsumschwung unter den Studenten gewaltiger. Die Studenten verfolgten während der gesamten Weimarer Republik ein hierarchisch-autoritäres Politikverständnis, das in seiner Konsequenz gegen die liberalen Verfassungs- und Gesellschaftsnormen des Weimarer Staates zielte.

Die soziale Problemwahrnehmung wuchs in den zwanziger Jahren. Verantwortlich hierfür war nicht zuletzt eine katastrophale soziale Lage der Studierenden und entsprechend düstere Berufsaussichten für die Absolventen. Erstmals hielt das so genannte „Werkstudententum" Einzug in die studentische Lebenswelt. Ganz im Geiste der Zeit wurde diese Form der studentischen Nebentätigkeit zur Finanzierung des Studiums ideologisch im Sinne volksgemeinschaftlicher Ideen aufgeladen. Insbesondere für die wachsende Zahl von Studenten aus sozial niedrigeren Schichten sicherte die Werkstudentenarbeit das Studium.

Die Verbindungsstudenten verloren während dieser Zeit zahlenmäßig an Bedeutung, auch

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 16

wenn sie vielerorts weiterhin die erstmalig staatlich anerkannten Allgemeinen Studentenausschüsse (AStA) dominierten. Hinzu traten studentische Gruppen der Jugendbewegung und völkische Verbände, die sich dezidiert gegen die als überholt empfundene Verbindungstradition wandten. Eine weitere, zunächst völlig unbedeutende Splittergruppe innerhalb des völkischen Spektrums schaffte es alsbald, sich als wichtigste politische Kraft in den studentischen Gremien zu etablieren: der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB). Zunächst beargwöhnt und in der Rolle des politischen Außenseiters stigmatisiert, schaffte es diese Gruppe an vielen Universitäten, gegen Ende der zwanziger Jahre die Macht an sich zu reißen. Dabei profitierte der Bund von einer höchst ambivalenten, zum Teil wohlwollenden Haltung der Korporationen. Insbesondere die der Deutschen Burschenschaft angehörenden Verbindungen unterstützten die Nationalsozialisten, doch auch andere schlagende Verbindungen verschafften ihnen Rückhalt in der Studentenschaft. Selbst katholische Verbindungen wiesen Doppelmitgliedschaften mit dem NSDStB auf. So kam es, dass sich die Deutsche Studentenschaft als Zusammenschluss der örtlichen Studentenausschüsse zu einem solch frühen Zeitpunkt wie dem Jahr 1930 freiwillig einer nationalsozialistischen Führung unterstellte. Die staatliche Anerkennung in Preußen hatten die studentischen Vertretungen aufgrund ihrer völkisch-antisemitischen Haltung bereits 1929 eingebüßt. Trotzdem scheint der Nationalsozialismus nicht das Ideal der akademischen Mehrheit verkörpert zu haben. Die SA-Gruppen auf den Straßen waren den elitär denkenden angehenden Akademikern oftmals ein Dorn im Auge. Jedoch wogen die antidemokratisch-autoritären Gemeinsamkeiten am Ende doch schwerer, so dass das ersehnte Ende der Weimarer Republik von einer Mehrheit begrüßt worden sein dürfte.

Mit erheblichem Enthusiasmus begab man sich ins Sommersemester 1933, um sogleich den nationalsozialistischen Aktivismus und Terror zu spüren: Sozialistischen und jüdischen Studierenden widerfuhr das eine wie das andere, die Mehrheit war zunächst freudig überrascht ob der neuen Formen. Die Bücherverbrennung vom Mai 1933 mochte als Fanal gelten, die NS-Weltanschauung auch in die Hochschulen zu tragen. Doch schon bald machte sich Unmut breit: Denn nicht nur beanspruchten die Partei- und Schulungsveranstaltungen einen immer größeren Teil des Studiums. Darüber hinaus konfrontierte der Totalitätsanspruch des „Dritten Reiches“ die studentischen Verbindungen mit deren Existenzfrage. Nachdem die Opposition in Deutschland und an den Hochschulen zerschlagen worden war, widmete sich der NSDStB der Gleichschaltung der Studentenschaft. Ein Verband nach dem anderen verschwand von der Bildfläche. Die selbst zugeschriebene Opferrolle überzeugt freilich nicht vollends. Zu dezidiert hatten die Korporationen an der Zerschlagung der Weimarer Republik im Konsens mit dem NSDStB mitgewirkt.

Doch zum Nachdenken blieb nur wenig Zeit. Das Frauenstudium hatten die Nationalsozialisten ohnehin auf ein Minimum reduziert. Als 1939 die Panzer zu rollen begannen, lichteten sich auch die Reihen der männlichen Studenten in den Hörsälen. Politisch waren viele von ihnen auf Distanz zum Regime gegangen oder hatten den Weg ins innere Exil gewählt. Doch beteiligten sich auch viele indifferente Studenten am Vernichtungskrieg. Nur eine kleine Gruppe an der Universität München um die Geschwister Scholl brachte die Courage auf, sich aktiv

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 17

gegen das System des Terrors und der Verbrechen zu wenden – mit den bekannten tragischen Ergebnissen für die Beteiligten. Doch wenn der Widerstand gegen die NS-Herrschaft in der gesamten Gesellschaft gering blieb, warum sollte er dann unter den Studenten besonders ausgeprägt sein? Vielleicht, weil Studenten mehr Idealismus aufbringen, um die Welt zu verändern? So richtig diese Feststellung sein mag, so schwer wog gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Erkenntnis, dass die Partei ganze Arbeit geleistet und sich insbesondere diesen jugendlichen Enthusiasmus zunutze gemacht hatte.

Es dauerte lange, bis eine Studentengeneration wieder aus freien Stücken an sich selbst und an ihre eigenen Werte glaubte. Die Generation der Kriegsheimkehrer war es jedenfalls nicht. Zutiefst verunsichert durch die Geschehnisse der vorangegangenen Jahre vermochte sie es zunächst nicht, sich mit den neuen Gegebenheiten zu arrangieren. Doch anders als nach 1918 vermied sie die direkte Opposition zum neuen Gemeinwesen, das 1945 ja auch noch keinerlei Konturen angenommen hatte. Eher war es ein Vortasten, eine unbeholfene Selbstvergewisserung, als es in der Göttinger Universitätszeitung hieß: „Wenn es uns auch nicht sehr bewußt ist und nicht gern zugegeben wird, so sind wir doch alle durch die Schule des Nationalsozialismus gegangen und stecken im Grunde noch tief in den Denkgewohnheiten, die uns in den vergangenen 12 Jahren eingeprägt wurden.“[8] Unter Aufsicht der alliierten Militärregierung meldeten sich zaghaft auch die Verbindungen wieder zu Wort, freilich ohne die große Attraktivität früherer Jahre zu entfalten. Dies galt erst recht, als in den Folgejahren aus der studentischen Jugend eine rebellische Jugend wurde, die nach dem Tun ihrer Väter im „Dritten Reich“ fragte. Auch hier war es der Wunsch nach radikaler Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, der die Studierenden zusehends vom Staat entfremdete. Dies gilt zumindest für den Westteil des Landes, im Osten saß die SED in den sechziger Jahren zu fest im Sattel, um gerade von Seiten der privilegierten Hochschüler Widerstand erwarten zu müssen.

Als es nicht nur in Paris und Washington rumorte, sondern eine Protestwelle unvergleichlichen Ausmaßes die Universitäten der westlichen Welt erreichte, mochten auch die deutschen Studenten nicht nachstehen. Vietnam, die Notstandsgesetzgebung sowie der Kampf gegen die Springer-Presse waren die alles beherrschenden Themen. Universitätsintern sollte „Unter den Talaren der Muff aus Tausend Jahren“ verschwinden. Das Studium wurde zum Happening, womit sich eine spezifische studentische Lebensform etablierte. Wissenschaft wurde zur Politik, politische Inhalte sollten fortan das akademische Leben mehr denn je bestimmen. Auch in dieser Epoche gab es eine radikale Speerspitze, die es nicht bei symbolischen Aktionen und Postulaten beließ. Dass die Rote Armee Fraktion (RAF) akademische Wurzeln hatte, wurde oft übersehen. Wieder jugendlicher Enthusiasmus, wieder einmal fehlgeleitet? In den letzten 200 Jahren waren Studenten häufig an politischen Gewaltaktionen bis hin zum politischen Mord beteiligt – nicht zu übersehen ist freilich, dass sich eine Mehrheit nicht gewalttätig gerierte. Man kann diese Unbedingtheit mit dem Bedürfnis, die Welt – oder etwas bescheidener: die Gesellschaft – zu verändern in Verbindung bringen. Die Studenten waren und sind somit eine privilegierte Gruppe, die sich mit gesellschaftlichen Strukturen beschäftigt, anders und intensiver als dies ein Arbeitnehmer

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 18

tut. Dies geschieht im Allgemeinen in einer Lebensphase, die geprägt ist von Unsicherheit, Selbstfindung und einer gehörigen Portion Idealismus. In den einzelnen Phasen deutscher Geschichte hat sich diese Mischung jeweils höchst unterschiedlich manifestiert. Blicken wir auf das Studentenleben während der Jahre 1871-1914, so erscheint uns dieses eher „spießbürgelich“ und untypisch für die Brisanz des politischen Aufbruchs, die die studentische Vorstellungswelt anderer Epochen geprägt hat.

1 Eine verlässliche Datenbasis gegen vorurteilsbeladene Wertungen der heutigen Studierendengeneration liefert der regelmäßig erstellte Studierendensurvey: Tino Bargel/Frank Multrus/Michael Ramm: Studiensituation und studentische Orientierungen. 9. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen, hg. v. Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin 2005, <www.uni-konstanz.de/Studierendensurvey>.

2 Einen Überblick vermitteln: Thomas Ellwein: Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Frankfurt 1992; Konrad H. Jarausch: Deutsche Studenten 1800-1970, Frankfurt 1984.

3 Zit. n. Jarausch, S. 37.

4 Heinrich Mann: Der Untertan, Leipzig 1989, S. 30.

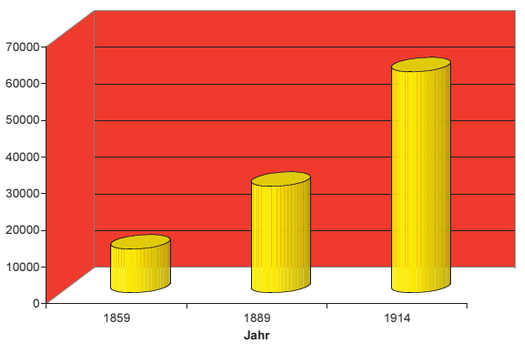
5 Vgl. Silke Möller: Zwischen Wissenschaft und „Burschenherrlichkeit“. Studentische Sozialisation im Deutschen Kaiserreich, 1871-1914, Stuttgart 2001.

6 Vgl. Michael H. Kater: Studentenschaft und Rechtsradikalismus in Deutschland 1918-1933, Hamburg 1975. Als regionalgeschichtliches Beispiel s. Rainer Pöppinghege: Absage an die Republik. Das politische Verhalten der Studentenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster 1918-1935, Münster 1994.

7 Dass es sich hierbei um eine gängige vor allem bildungsbürgerliche Vorstellung handelte zeigt Boris Barth: Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933, Düsseldorf 2003.

8 Göttinger Universitäts-Zeitung Nr. 1 v. 11. Dezember 1945.

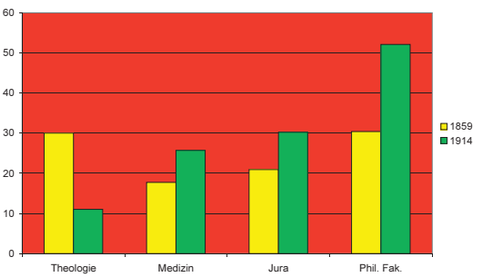
Statistiken und Schautafeln



Schautafel zur Studienfrequenz an den deutschen Universitäten im 19. Jh.
Aus: Konrad H. Jarausch: Deutsche Studenten 1800 – 1970, Frankfurt 1984, S. 72–74.

Während der einsetzenden Industrialisierung des 19. Jahrhunderts in Deutschland stieg die Zahl der Studierenden seit ca. 1850 erheblich. Hierfür verantwortlich war neben dem allgemeinen Bevölkerungszuwachs vor allem die zunehmende Bedeutung der akademischen Bildung in vielen Berufen. Auch die Öffnung der Hochschulen für Gymnasiasten von Realgymnasien und später für weibliche Studierende sorgte für entsprechenden Zulauf. Die Mehrheit der männlichen Studierenden waren korporiert. An jedem Hochschulstandort gab es Verbindungen.

Die insgesamt steigenden Studierendenzahlen wurden in den einzelnen Fakultäten unterschiedlich bewertet: Nicht zu Unrecht befürchtete man in vielen Fächern eine „Akademikerschwemme“, die der Arbeitsmarkt nicht adäquat würde aufnehmen können. Unter den Studenten sorgten mangelnde berufliche Perspektiven schon während des Studiums für Zukunftsängste und Verunsicherung. Die Verbindungen boten dagegen Gemeinschaft und Zusammenhalt.



Entwicklung nach Fächern in % der Gesamtstudentenschaft zw. ca. 1859-1910/14
Aus: Konrad H. Jarausch: Deutsche Studenten 1800 – 1970, Frankfurt 1984, S. 72–74.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 20

Tabelle zur Bandbreite und Ausprägung der Verbindungen um 1900

Verbindungsform	**Ausprägung**	**Dachverbände**
Landsmannschaften	ft, ps	CC
Corps	ft, ps	KSCV, WSC
Burschenschaften	ft, ps/fs	DB
Turnerschaften	ft, ps/fs	CC
Katholische Studentenverbindungen	ft, ns	CV
Katholische Studentenvereine	ff, ns	KV
Christliche Studentenverbindungen	ft/ff, ns	SB, WB, UV
Jüdische Studentenverbindungen	ft, ps	KC
Sängerschaften und musische Verbindungen	ft/ff, fs/ns	DS und SV
Akademische Turnvereine	ff, ns	ATB
Vereine Deutscher Studenten	ff, ns	VVDSt

Legende:

ft = farbentragend
ff = farbenführend
ps = pflichtschlagend
fs = fakultativ schlagend
ns = nichtschlagend

CC = Coburger Convent der akademischen Landsmannschaften und Turnerschaften
KSCV = Kösener Senioren-Convents-Verband
WSC = Weinheimer Senioren-Convent
DB = Deutsche Burschenschaft
CV = Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen
KV = Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine
SB = Schwarzburgbund
WB = Wingolfbund
UV = Verband der Wissenschaftlichen Katholischen Studentenvereine Unitas
KC = Kartell-Convent der Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens
DS = Deutsche Sängerschaft
SV = Sondershäuser Verband Akademisch-Musikalischer Verbindungen
ATB = Akademischer Turnbund
VVDSt = Verband der Vereine Deutscher Studenten

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 21

Jens Rüße

Recht, Duell und Mensur

Die Rolle des studentischen Zweikampfes im Kaiserreich

Duell und „Mensur“ gehörten für die Studenten im Kaiserreich genauso zum Alltag wie Vorlesung und Examen. Wer sich einer schlagenden Verbindung anschloss, verpflichtete sich automatisch dazu, mehrere „Mensuren“ zu schlagen. Aber auch die nichtkorporierten Studenten, die so genannten „Finken“, waren satisfaktionsfähig und verteidigten ihre Ehre gegebenenfalls im Duell. Die Mensur unterschied sich vom Duell dadurch, dass kein Ehrenhändel vorausgegangen sein musste und die Kontrahenten keinerlei Antipathie gegeneinander hegten. Die Mensur diente zur Erziehung des Studenten und stärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl des Männerbundes. Sie war kein regelloses „Draufloshauen“, sondern ein streng reglementierter Zweikampf. Auch wenn die Mensur von den Studenten wie selbstverständlich geschlagen wurde, so war sie keineswegs geduldet oder gesetzlich erlaubt.

Das Reichsstrafgesetzbuch von 1871 verbot den „Zweikampf mit tödlichen Waffen“ und erklärte diesen zum strafrechtlichen Delikt im Reichsstrafgesetzbuch (RStGB) §201-210. Auch die Statuten der Universität, die auf die Einhaltung des RStGB verwiesen, verboten den Zweikampf außerhalb des universitären Fechtunterrichts. Dieser gehörte, genauso wie der Tanz- und Reitunterricht, zur Ausbildung des Studenten. Die Kirche stellte die Mensur ebenfalls als moralisch verwerflich dar und sah sie als unvereinbar mit dem christlichen Glauben, insbesondere dem christlichen Gebot der Nächstenliebe an.

Trotz all dieser Verbote wurden an allen Hochschulorten pro Semester tausende von Mensuren gefochten, und die Studenten trugen ihre Schmisse im Gesicht mit Stolz in aller Öffentlichkeit zur Schau. Für einige Studenten war ihr „jungfräuliches Gesicht“ sogar ein Makel, wenn sich darauf kein Schmiss entdecken ließ.
Im Folgenden wird erläutert, wie sich die Tradition der Mensur entwickelte, unter welchen Umständen sie ausgetragen wurde, inwiefern sie sich vom Duell unterschied und wie Reich, Universität und Kirche zu ihr standen.

Zur historischen Entwicklung vom Duell zur Mensur

Das studentische Fechten ist eng mit der studentischen Geschichte verwurzelt. Als es in Deutschland noch keine Universitäten gab, zog es die wissbegierigen Adeligen zum Studium nach Paris, Padua, Bologna oder Salerno. Um fern der Heimat an den internationalen Universitäten Anschluss zu finden und zur Wahrung der eigenen Interessen, schlossen sich die Studenten den so genannten „Nationes“ an, wodurch sie unter anderem das Recht, eine Waffe tragen zu dürfen, erwarben. Dieses Recht wurde nach der Gründung deutscher Universitäten auch hierzulande übernommen. Ursprünglich war das Tragen von Waffen ein Privileg des Adels. Da den bürgerlichen Studenten nach ihrem Examen und bei beruflichem Erfolg häufig der persönliche Adelstitel verliehen wurde, beanspruchten sie ebenfalls das Recht, einen Degen führen zu dürfen. Kaiser Maximilian (1459-1519) verlieh dieses Recht offiziell, so dass von nun an der Adel, sonstige Würdenträger und Studenten einen Degen tragen durften. Das Tragen der Waffe diente nicht nur zur Selbstverteidigung bzw.

zum Austragen von Meinungsverschiedenheiten. Es besaß darüber hinaus Symbolbedeutung und galt als Standesabzeichen. Aufgrund der Tatsache, dass jeder Student seinen Degen stets griffbereit bei sich trug, gehörten blutige Auseinandersetzungen zur Tagesordnung und nahmen Überhand. Die Universitäten sahen sich zum Handeln veranlasst und leiteten Gegenmaßnahmen ein. Einige Universitäten versuchten seit Mitte des 16. Jahrhunderts, mittels Verboten, das Ausmaß der Raufereien einzudämmen. Andere stellten Fechtmeister ein, die die Studenten den richtigen Umgang mit der Waffe lehrten. Diese Maßnahme führte zwar nicht zu einer Abnahme der Zweikämpfe, ließ sie in der Mehrzahl jedoch unblutiger enden, da die Studenten den Umgang mit dem Degen gelernt hatten und Hiebe parieren konnten. So waren sie in der Lage ihre Fähigkeiten elegant zur Schau zu stellen und gleichzeitig das Unvermögen des Gegners zu zeigen.

Anlass für den Zweikampf war meist eine „Verbalinjurie" (= mündliche Beleidigung). Ausgetragen wurde die Auseinandersetzung sofort an Ort und Stelle. Die Regeln waren einfach und überschaubar. Beide Kontrahenten stellten sich gegenüber auf und richteten mit ausgestrecktem Arm den Degen aufeinander, so dass sich beide Spitzen berührten. Den linken Fuß setzten sie dabei möglichst weit nach hinten. Um beide Kontrahenten wurde ein Kreis gezogen, dessen Innenfläche sie während des Kampfes nicht verlassen durften. Beim Kampf selbst ging es darum, möglichst wenig eigene Blöße und dem Gegner ständig die Spitze zu zeigen bzw. dies dem Gegner unmöglich zu machen.[1]

Mit der Zeit änderte sich das Duellwesen und es wurden den „Paukanten" (Duellanten) Beistände (Sekundanten) und „Beschicksleute", so wurden die „Kartellträger" genannt, („Kartellträger" sind Personen, die den Auftrag zu einer Herausforderung übernahmen und ausrichteten) beigestellt, wie es aus dem Jenenser Mandat von 1684[2] hervorgeht. Im 18. Jahrhundert unterlagen alle Mitglieder des bestimmenden studentischen Ordens – dabei handelte es sich um eine neue Form des studentischen Zusammenschlusses, der Elemente der Freimaurerei aufzeigte – dem Duellzwang. Das heißt, sie hatten auf eine Beleidigung mit einer noch stärkeren Beleidigung oder mit einer Forderung zu antworten. Friedrich II. (1712-1786) untersagte das Tragen von Waffen an preußischen Universitäten, was allerdings nicht zur Folge hatte, dass weniger Duelle ausgefochten wurden, sondern lediglich, dass sie nicht mehr in der Öffentlichkeit stattfanden.
Eine strengere Reglementierung des Duells setzte sich durch, als die studentischen Orden von den späteren Corps abgelöst wurden und sich ein verbindliches Regelwerk bezüglich des Duellwesens (Pauk-Komment) etablierte. Dieser Pauk-Komment wurde von allen, auch von den nichtkorporierten Studenten anerkannt und trug dazu bei, die bisweilen an den Universitäten herrschenden rohen Sitten abzuschaffen. Demnach wurden alle „Realinjurien" (= schwere Beleidigung in Form von Backpfeifen oder wilden Raufereien) strikt abgelehnt. Um jemanden zu fordern, musste der Student die kommentmäßigen Beleidigungen „dumm", „dummer Junge" oder „Hundsfott" benutzen. Die Forderung zum Duell erfolgte daraufhin in den nächsten 24 Stunden und es wurden die Modalitäten des Duells, die Anzahl der Gänge - allgemein üblich waren 6, 12 oder 24 Gänge - und die Schutzkleidung, festgelegt. Das „spontane Duell" war inkommentmäßig und somit aus dem Studentenalltag verbannt. Das Stoßfechten, welches

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 23

unter großem Zeitaufwand nur schwer zu erlernen war und zu tödlichen Verletzungen der Lunge, dem so genannten „Lungenfuchser", führen konnte, wurde mit der Zeit vom ungefährlicheren Hiebfechten abgelöst. So hatten auch jüngere Studenten die Chance mit älteren und somit erfahrungsreicheren Kommilitonen mitzuhalten.
Durch die neuartige Fechtweise veränderten sich auch die Waffen. Es kamen verschiedene Hiebfechtwaffen wie Säbel, Glocken- und Korbschläger zum Einsatz. Da diese Hiebfechtwaffen immer noch eine geschliffene Spitze hatten, waren sie nach wie vor zum Stoßen geeignet und konnten zu tödlichen Verletzungen führen. Um dem vorzubeugen, wurde die Spitze ab 1830 abgerundet. Darüber hinaus trugen die Paukanten während der Mensur Schutzkleidung, so dass lebensbedrohliche Treffer vermieden werden konnten. In den Anfängen waren Brust, Oberschenkel und Oberarm die Trefferfläche. Der Kopf wurde durch einen Paukhut geschützt. Mit der Zeit verbesserte sich die Schutzkleidung immer mehr. Nachdem es innerhalb kurzer Zeit zu zwei gefährlichen Augenverletzungen gekommen war, führte ein Heidelberger Paukarzt 1857 die Paukbrille ein. Damit verlagerte sich die Trefferfläche. Der Körper wurde geschützt, der Paukhut durch die Paukbrille ersetzt und somit der Kopf zur Trefferfläche.[3]
Die studentische Mensur hatte sich ursprünglich aus dem Duell entwickelt und ließ sich bis etwa 1820 kaum von ihm unterscheiden.[4]

Mensur und Duell im Kaiserreich am Beispiel der Tübinger Corps

Laut Erich Bauer, der die Entwicklung des Tübinger Pauk-Komments ausführlich darstellt[5], wurde 1880 zwischen verschiedenen Arten des Zweikampfes unterschieden. Als kommentmäßig galten die „Bestimmungsmensuren", die „pro patria-Suiten" und die so genannten „Schlägercontrahagen". Die *Bestimmungsmensur* kann als eine zwischen den beiden Parteien ausgemachte Mensur angesehen werden. Ihr lagen keine Ehrenhändel zu Grunde, es musste keine kommentmäßige Beleidigung erfolgt sein und die beiden Kontrahenten hegten keinerlei Antipathie gegeneinander. Die Zweitchargierten der Corps (Charge= frz. „Bürde eines Amtes", Vorstandsamt einer Verbindung) waren dazu verpflichtet einen Studenten aus ihren eigenen Reihen für eine Mensur mit einem Studenten aus einem anderen Corps zu bestimmen. Dabei wurde darauf geachtet, dass immer zwei ebenbürtige Gegner aufeinander trafen, so dass beide ihren Mut in einem ausgewogenen Kampf beweisen konnten. Der Fechtkampf wurde u.a. mit 90cm langen „Glockenschlägern" ausgetragen. Die Paukanten standen sich mit einem Abstand von einem Meter gegenüber und durften sich, während sie Hiebe in Richtung des Kopfes ihres Gegenübers ausführten, nicht von der Stelle bewegen. Der 15minütige Zweikampf war stark reglementiert. Damit er kommentmäßig stattfinden konnte, mussten mindestens 18 Personen anwesend sein. Darunter waren:

- die beiden Paukanten,
- ein Unparteiischer, der die Einhaltung der Regel kontrollierte,
- je ein Sekundant, der zum Schutz seines Paukanten befugt war, die Mensur zu unterbrechen,
- ein (zwei) Testant[en], der/die sich um die Klinge kümmerte[n] und gegebenenfalls gerade bog[en],
- je ein Schleppfuchs, der seinem Paukanten während der Pausen den mit schweren Bandagen versehenen Schlagarm hielt,

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 24

- Bandagisten,
- zwei Schreiber,
- ein Paukarzt, der sich um die medizinische Versorgung der Wunden kümmerte und
- mindestens je zwei Vertreter der beteiligten und nicht beteiligten Corps.

Mittels der *pro patria-Suiten*, der zweiten Form des kommentmäßigen Zweikampfes, konnte ein Corps seine Unzufriedenheit über das Handeln eines anderen Corps zum Ausdruck bringen, indem es zur Mensur forderte. Während des Gefechtes galten die gleichen Regeln wie bei der Bestimmungsmensur.

Eine dritte Form des kommentmäßigen Zweikampfes war die *Schlägercontrahage*. Damit sie stattfinden konnte, musste eine leichte Beleidigung vorausgegangen sein, auf die das Austauschen der Visitenkarten folgte. Durch dieses Ritual war das Duell abgemachte Sache. Gefochten wurde im Allgemeinen nach den Regeln der Bestimmungsmensur, allerdings ohne Sekundanten und über 25 Minuten.[6]

Neben den kommentmäßigen Zweikämpfen, bei denen es bis auf die Schlägercontrahage nicht um die Herstellung der Ehre ging, gab es noch die inkommentmäßigen Zweikämpfe, die als Duell bezeichnet werden können. Hierbei musste immer eine Beleidigung vorausgegangen sein. Erfolgte diese, kam es aber keineswegs sofort zu einem spontanen Kampf. Zuerst forderte der Beleidigte den Beleidiger auf, seine Äußerung zurück zu nehmen. Folgte dieser der Aufforderung, so kam es zu keiner weiteren Auseinandersetzung, da die Ehre des Beleidigten wiederhergestellt war. Folgte er der Aufforderung nicht, so konnte der in seiner Ehre gekränkte Student eine inkommentmäßigen Forderung auf Säbel oder Pistole aussprechen oder den Vorfall dem höchsten Gremium des Tübinger Senioren Convents (SC), welches den Beleidiger dann unter Ehrenstrafe stellte, mitteilen.

Glaubte ein Student beleidigt worden zu sein, so musste er sich dessen vergewissern und nachfragen, ob der potentielle Beleidiger mit seiner Äußerung wirklich beleidigen wollte. Eine Forderung auf Säbel oder Pistole sollte demnach also nur dann ausgesprochen werden, wenn eine schwere Beleidigung eindeutig nachzuweisen war. Traf dies zu und beide Studenten hatten sich auf ein Duell geeinigt, musste es vom SC-Ehrengericht genehmigt werden. Das SC-Ehrengericht setzte sich aus je drei Vertretern der vier Tübinger Corps zusammen. Es hörte sich das Anliegen der beiden Kontrahenten an und befragte gegebenenfalls Zeugen. Anschließend beratschlagte es und stimmte darüber ab, ob die Forderung genehmigt werden solle. Für eine Säbelforderung genügte die einfache Mehrheit, für eine Pistolenforderung war eine Dreiviertelmehrheit erforderlich. Bei Stimmengleichheit wurde die Forderung zurückgewiesen.[7] In der Regel waren die Differenzen zweier Studenten Anlass für die Sitzung, aber es kam auch vor, dass eine einzelne Person gleich mehrere Duelle forderte und umgekehrt. Die zum Duell fordernden Studenten waren keinesfalls ausschließlich korporiert, auch freie Studenten verteidigten ihre Ehre mit dem Duell und unterstellten sich dem SC-Ehrengericht. Vom 26. Januar 1882 bis zum 22. Februar 1884 fanden in Tübingen insgesamt 28 Sitzungen statt, zwischen dem 21. Februar 1885 und dem 24. Juli 1889 waren es 38.[8]

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 25

Bei folgenden Äußerungen genehmigte das Ehrengericht eine Säbelforderung:

- „Ihr Verhalten macht einen traurigen Eindruck."
- „Sie sind ein dummer Kerl."
- „Sie sind ja doch ein Kneifer!"
- „Sie unverschämter Esel!"
- „Soll ich Sie ohrfeigen?"

Nicht genehmigt wurden Säbelforderungen bei:

- einem nicht erwiderten Gruß,
- einer grundlosen und harmlosen Beleidigung im Beisein einer jungen Dame,
- einem Streit im Lokal um vorrangige Bedienung,
- einem Anleuchten mit einer Laterne bei Dunkelheit,
- einem versehentlichen Tritt auf den Fuß,
- Erbrechen im Lokal.

Laut Ehrengerichtsprotokoll wurden nur rund ein Drittel der Säbelforderungen genehmigt. Pistolenduelle erlaubte man nur, wenn eine „Realinjurie" vorausgegangen war. Insgesamt wurden sechs von elf Forderungen auf Pistolenduell abgelehnt.[9] Durch die Einführung der Ehrengerichte konnte das „wilde" Duellieren, wie es unter den Studenten bis zu dieser Zeit üblich war, in geordnete Bahnen gelenkt werden, denn es war nicht mehr allein die Entscheidung des Beleidigten, ob der Grad der Beleidigung ein Duell rechtfertigte.

Die Mensur im Spiegel des Rechts

Auch wenn Mensur und Ehrengericht dazu beigetragen haben, das ungeregelte Duellwesen, wie es bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts von den Studenten praktiziert wurde, einzudämmen bzw. es in einen geordneten und überschaubaren Rahmen zu bringen, war die Mensur keinesfalls erlaubt. Das Strafgesetzbuch von 1871[10] stellte in den §§ 201-210 den Kampf mit tödlicher Waffe unter Strafe:

„§201
Die Herausforderung zum Zweikampf mit tödlichen Waffen, sowie die Annahme einer solchen Herausforderung wird mit Festungshaft bis zu sechs Monaten bestraft.

§202
Festungshaft von zwei Monaten bis zu zwei Jahren tritt ein, wenn bei der Herausforderung die Absicht, daß einer von beiden Teilen das Leben verlieren soll, entweder ausgesprochen ist, oder aus der gewählten Art des Zweikampfes erhellt.

§203
Diejenigen, welche den Auftrag zu einer Herausforderung übernehmen und ausrichten (Kartellträger), werden mit Festungshaft bis zu sechs Monaten bestraft.

§204
Die Strafe der Herausforderung und der Annahme derselben, sowie die Strafe der Kartellträger fällt weg, wenn die Parteien den Zweikampf vor dessen Beginn freiwillig aufgegeben haben.

§205
Der Zweikampf wird mit Festungshaft von zwei Jahren bis zu fünf Jahren bestraft.

§206
Wer seinen Gegner im Zweikampf tötet, wird mit Festungshaft nicht unter zwei Jahren, und wenn der Zweikampf ein solcher war, der den Tod des einen von beiden herbeiführen sollte, mit Festungshaft nicht unter drei Jahren bestraft.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 26

[...]

§209
Kartellträger, welche ernstlich bemüht gewesen sind, den Zweikampf zu verhindern, Sekundanten, sowie zum Zweikampf zugezogene Zeugen, Ärzte und Wundärzte sind straflos.

§210
Wer einen andern zum Zweikampf mit einem Dritten absichtlich, insbesondere durch Bezeigung oder Androhung von Verachtung anreizt, wird, falls der Zweikampf stattgefunden hat, mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft."

Hieraus geht eindeutig hervor, dass der Zweikampf mit tödlicher Waffe bzw. dessen Herausforderung verboten waren. Das Gesetzbuch definierte jedoch nicht, was unter einer tödlichen Waffe zu verstehen war. Bei Pistole und Duell war die Sachlage eindeutig, doch um die Einordnung des Mensurschlägers und somit um die rechtliche Stellung der Mensur entbrannte eine juristische Diskussion. Am 6. März 1883 entschied das Reichsgericht jedoch erneut, dass der Mensurschläger unabhängig von seinem Einsatz eine tödliche Waffe darstellte. Diese Definition konnte allerdings nicht von jedem nachvollzogen werden und es erhob sich Widerstand. Der zeitgenössische Jurist Dr. Ernst Kronecker[11] wies darauf hin, dass gerade durch den Einsatz des Mensurschlägers eine tödliche Verletzung, wie sie bei dem Säbel- oder Pistolenduell häufig auftrat, verhindert werden sollte. Auch der Tübinger Professor Hugo Friedrich Bleichert Meyer[12] konnte sich mit der offiziellen Definition der „tödlichen Waffe" nicht zufrieden geben. Er teilte in seinem „Lehrbuch des deutschen Strafrechts"[13] zwar die Meinung, dass der studentische Schläger eine tödliche Waffe sei, fügte dem aber hinzu, dass nicht jede Verwendung tödlicher Waffen zum Kampf als ein Zweikampf mit tödlichen Waffen angesehen werden könne. Durch die Schutzmaßnahmen, die bei den Mensuren getroffen wurden, waren tödliche Verletzungen nahezu ausgeschlossen. Demnach konnte der Zweikampf nicht als einer mit tödlicher Waffe bezeichnet werden. Professor Meyer vertrat demzufolge die Ansicht, dass die Bestimmungsmensur kein Zweikampf im Sinne des Gesetzes sei[14], aber trotzdem strafrechtlich geahndet werden sollte, da bei ihr Körperverletzungen anderer Art die Regel waren. Trotz vieler Gegenstimmen kam es zu keiner gesetzlichen Änderung oder zu einer anderen Rechtsauslegung des Reichsgerichts.

Auch die Statuten der Universität Tübingen von 1859-1887[15] verweisen in §19 darauf, dass sich alle Studenten genauso an das RStGB zu halten hatten wie alle „übrigen Staatsgenossen". Im § 50 wird der außeruniversitäre Fechtkampf noch einmal explizit thematisiert:

„Es ist den Studirenden unter Strafe verboten:

[...]

Fechtübungen außerhalb des öffentlichen Fechtbodens, namentlich auf Privatzimmern, in Wirths- und Gartenhäusern [durchzuführen, Anm. des Verf.]."

Diese Statuten, denen die Polizeivorschriften angehängt wurden, erhielt jeder Student bei seiner Immatrikulation. In den Polizeivorschriften hieß es:

„Das Mitführen von Waffen aller Art in öffentliche Versammlungen ist, mit Ausnahme obrigkeitlich gestatteter Aufzüge, untersagt.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 27

Ebenso ist es untersagt Waffen in Wirtshäuser mitzuführen."

Bei Verstößen gegen die akademischen Statuten war der Rektor der Universität dazu berechtigt, je nach Schwere des Vergehens, Geldstrafen, Karzerhaft oder einen Universitätsverweis anzuordnen.[16] Obwohl die Universität Tübingen das außeruniversitäre Fechten unter Strafe stellte, unternahm sie wenig bis gar nichts, um die Studenten daran zu hindern. Dies geht aus dem Briefwechsel zwischen der Technischen Hochschule Stuttgart und der Universität Tübingen hervor. So fragte die Stuttgarter Hochschule, wie streng die Tübinger Universität Studenten bestrafe, die sich duelliert oder zum Duell herausgefordert hätten.[17] Das Tübinger Rektorat antwortete, dass „eine Bestrafung nur dann in Frage kommt, wenn auf amtlichem Wege Kenntnis von der betreffenden Tatsache erregt worden ist – was zu den überaus seltenen Fällen gehört –, daß aber auch dann eine Bestrafung nicht für die Regel, sondern nur ausnahmsweise nach Lage der Umstände eintritt. Auch die Art der Strafe ist in solchen Fällen nicht im Voraus bezeichnet worden, da sich bei großer Seltenheit eines derartigen Einschreitens eine Praxis überhaupt nicht gebildet hat."[18]
Aus diesem Schreiben geht hervor, dass die Studenten eine Verfolgung durch die Universität nicht zu fürchten hatten. Während ihrer Zweikämpfe hatten sie lediglich darauf zu achten, nicht von Bediensteten der Oberämter erwischt zu werden, was nur in einem Bruchteil der Fälle geschah. Um das Risiko noch weiter zu minimieren, wechselten die Studenten von Zeit zu Zeit den Mensurort und stellten Mensurwachen auf, die rechtzeitig Alarm schlugen.
Aus der Tübinger Chronik[19] geht hervor, dass am 30. März 1873 erstmals seit Einführung der Gesetze von 1871 zwei Studenten aufgrund eines Zweikampfes mit tödlichen Waffen zu je drei Monaten und sieben Tagen Festungshaft verurteilt wurden. Beide kamen jedoch, nachdem sie ein Gnadengesuch an den König von Württemberg gerichtet hatten, nach sieben Wochen wieder frei.[20]

Das Reichsgericht bestrafte die wenigen Fälle der studentischen Mensur, von denen es Kenntnis erlangte, auch wenn sie im Widerspruch zur Auffassung der Rechtswissenschaft und der Praxis der Strafverfolgung standen bis zum Jahr 1953. In diesem Jahr sprach der Strafsenat des Bundesgerichtshofs den Beschuldigten Corpsstudenten stud. med. von Studnitz („Bremensiae") in seiner Strafsache mit folgender Begründung frei: „Mit Recht ist das Landgericht der Auffassung, eine Bestimmungs- oder Verabredungsmensur, bei der lebensgefährliche Verletzungen durch Kampfregeln und – diesen Kampfregeln entsprechen – durch besondere Schutzmaßnahmen mit Sicherheit ausgeschlossen werden, sei kein Zweikampf mit tödlichen Waffen im Sinne der §§ 201 bis 210 StGB. Auf die Frage, ob man eine solche Mensur überhaupt als Zweikampf bezeichnen kann, braucht hier nicht eingegangen zu werden; denn das Strafgesetzbuch kennt nicht den Begriff des Zweikampfes schlechthin, sondern nur den Zweikampf mit tödlichen Waffen." [21]

Auch der Sittenverstoß wurde vom Strafsenat im Sinne von § 266a des StGB verneint. „Als Verstoß gegen die guten Sitten kann deshalb in diesem strafrechtlichen Sinne nur das angesehen werden, was nach dem Anstandsgefühl aller billig und gerecht Denkenden zweifellos kriminell und strafwürdiges Unrecht ist. Das ist bei der Bestimmungsmensur nicht der Fall. Auch unter ihren Gegnern befinden sich angesehene Persönlichkeiten, die sie aus den verschiedensten

Gründen nicht mit krimineller Strafe bedroht sehen wollen. Es kann nicht die Rede davon sein, daß alle billig und gerecht Denkenden über die Sittenwidrigkeit der Mensur einig seien. Demgemäß kann der Angeklagte auch nicht wegen Körperverletzung bestraft werden."[22]

Das höchste deutsche Gericht hatte damit ein klares Urteil gefällt und die Bestimmungsmensur legalisiert, auch wenn es einige Senate der Universitäten noch nicht zur Kenntnis genommen hatten und wiederholt vor dem Bundesverwaltungsgericht über das geltende Recht informiert werden mussten.[23]

Die kirchenrechtliche und moraltheologische Bewertung der Mensur

Die katholische Kirche hat in der Auseinandersetzung gegen den Zweikampf schon immer eine zentrale Rolle eingenommen. Bereits im Tridentinischen Konzil (1545 bis 1563) hatte sie eindeutig Stellung gegen das Duell bezogen, obwohl viele Corpsstudenten später als Priester tätig oder gar zu höchsten Würdenträgern der katholischen Kirche aufgestiegen waren. Eine kompromisslose Haltung der Kirche gegen die Mensur lässt sich begleitend zum verstärkten Aufkommen tödlicher Duelle mit Säbel und Pistolen um 1890 verzeichnen. Der Kulturkampf hatte nur bedingt damit zu tun, führte aber zu einer Gründungswelle von katholischen Studentenverbindungen. Mensur und Duell wurden, seit dem Canon 2351[24], unter die Kirchenstrafe der Exkommunikation gestellt. Erst in den 1950er Jahren, nachdem die mensurschlagenden Verbände Bundespräsident Theodor Heuss mitteilten, dass es in ihren Satzungen kein Gebot zur unbedingten Satisfaktion mit der Waffe mehr gebe und katholische Studentenpfarrer darauf hingewiesen hatten, dass die Bestimmungsmensur längst den Charakter eines Duells mit tödlichen Waffen verloren hätte, änderte sich langsam die Einstellung der katholischen Kirche. Im „Codex iuris Canonicus" von 1983 wurden schlussendlich Duell und Mensur nicht mehr als kirchlicher Straftatbestand gewertet.[25]

Die katholische Moraltheologie hält Duell und Mensur allerdings immer noch für verwerflich und beurteilt Motivation und Folgen diesen Handelns von der Sache selbst her. Aus moraltheologischer Sicht ist eine mutwillig zugefügte Verletzung des menschlichen Körpers undenkbar, denn der Mensch ist nicht absolut freier Herr über seinen Leib und hat deswegen auch nicht das Recht diesen, außer zu therapeutischen Zwecken, die einer Mensur nicht unterstellt werden können, zu verletzen. Auch wenn die Mensur positive Charaktereigenschaften wie Mut und Selbstbeherrschung fördert, so gilt zu berücksichtigen, dass der gute Zweck schlechte Mittel nicht rechtfertigt. Damit sagt die Moraltheologie nicht, dass es in den vielen schlagenden Verbindungen keine positiven Elemente geben könne und auch gegeben hat.[26]

Darüber hinaus ließe sich diskutieren, inwiefern Mut und Selbstbeherrschung als ausschließlich positive Charaktereigenschaften angesehen werden können, denn auch dem Dieb kommen Mut und Selbstbeherrschung zu Gute. Auch die Tatsache, dass ein Grenzerlebnis wie die Mensur den Bund bzw. das Gemeinschaftsgefühl zu stärken vermag, kann nicht als durchweg positiv gewertet werden, denn auch andere Grenzerlebnisse haben Menschen tief verbunden. So sind beispielsweise nicht wenige Soldaten im Krieg Freunde fürs Leben geworden.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 29

Zusammenfassung

Die studentische Mensur, die nach den Regeln des „Pauk-Komments“ geschlagen wurde, entwickelte sich ursprünglich aus dem „wilden“ Duell. Obwohl mit der Einführung eines Regelwerkes zum studentischen Zweikampf ein Beitrag für eine gewisse Ordnung in den Universitätsstädten geleistet wurde, blieb die Mensur bis Mitte des 20. Jahrhunderts straf- und kirchenrechtlich verboten und wurde als ein Zweikampf mit tödlicher Waffe geahndet. Obwohl sie seitens der Kirche, der Universität und des Reiches verboten war, wurde die Mensur von den Studenten wie selbstverständlich ausgetragen. Erst im Jahre 1954 wurde sie vom Bundesverfassungsgericht nicht mehr als Zweikampf mit tödlicher Waffe angesehen und somit straffrei. Aus moraltheologischer Sicht gilt sie allerdings noch bis heute als inakzeptabel.

1 Vgl. Hermann Rink: Die Mensur, ein wesentliches Merkmal des Verbandes. In: Rolf Joachim Baum [Hg.]: „Wir wollen Männer, wir wollen Taten!“. Deutsche Corpsstudenten 1848 bis heute, Berlin 1998, S. 385ff.
2 Rink, S. 387.
3 Rink, S. 388ff.
4 Vgl. Manfred Studier: Der Corpsstudent als Idealbild der wilhelminischen Ära. Untersuchungen zum Zeitgeist 1888 bis 1914, Erlangen-Nürnberg, Univ., Diss. 1965.
5 Erich Bauer: Entwicklung der Tübinger Mensur 1808-1890. In: Harald Lönneker [Bearb.]: Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung, Bd. 27, München, Stamsried 1982, S. 13-30.
6 Vgl. Martin Biastoch: Duell und Mensur im Kaiserreich am Beispiel der Tübinger Corps Franconia, Rhenania, Suevia und Borussia zwischen 1871 und 1895, Vierow 1995, S. 21f.
7 Biastoch, S. 24f.
8 Biastoch, S. 36.
9 Biastoch, S. 36f.
10 Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, erläutert durch Dr. F. C. Oppenhoff, Berlin 1873, zit. n.: Biastoch, S. 15f.
11 Ernst Kronecker: Die Strafbarkeit der studentischen Schlägermensuren. In: Der Gerichtssaal 35 (1883), S. 201-236, zit. n. Biastoch, S. 17.
12 Hugo Friedrich Bleichert Meyer (1837-1902) war 1866 Prof. der Rechte in Halle, 1870 in Erlangen, 1874-1902 Prof. für Kriminalrecht in Tübingen und 1888/89 Rektor.
13 H. Meyer: Lehrbuch des Deutschen Strafrechts, Erlangen (4. Auflage), 1888, S. 557, zit. n.: Biastoch, S. 17.
14 Ebd.
15 Statuten für die Studirenden an der Königlichen Württembergischen Universität Tübingen, Tübingen 1859, 1876 (5. Auflage), 1887 (6. Auflage), zit. n.: Biastoch, S. 18.
16 Vgl. Biastoch S. 18.
17 Universitätsarchiv Tübingen 117/215 Akademische Disziplin: Allgemein; darin: Duellsachen 1829-1919, zit. n. Biastoch, S. 39.
18 Ebd.
19 Tübinger Chronik 1873, S. 239, zit. n.: Biastoch, S. 41.
20 StA Lud. E 356c Zivilstrafanstalt Hohenasperg, Bd. 4: Hauptbuch der Festungsgefangenen 1852-1932, unter dem 25.03.1873, zit. n. Biastoch, S. 158.
21 BGHSt 4, 24, zit. n. Rink, S. 399.
22 Ebd.
23 Vgl. Rink S. 399f.
24 Vgl. Rink, S. 401.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 30

Wiebke Abel

Zwischen Freiheit und Reglement

Erziehungsideale und Erziehungswirklichkeit der Studentenverbindungen im Kaiserreich

Für die Studenten im Kaiserreich, die in Verbindungen organisiert waren, bedeutete die Universitätszeit nicht nur die wissenschaftliche Ausbildung an der Hochschule, sondern sie erfuhren zugleich auch eine Sozialisation durch die Korporationen.
Charakterbildung stellte das oberste Ziel dieser studentischen Erziehung dar, was laut Silke Möller mit einer „Ausbildung männlicher Tüchtigkeit"[1] gleichgesetzt werden konnte. Zur männlichen Tüchtigkeit gehörte sowohl die gute körperliche Konstitution als auch ein „männlicher" Geist.[2]
Im folgenden Aufsatz soll dargestellt werden, wie die studentische Erziehung und Selbstdisziplinierung aussah, die der Verbindungsstudent neben der akademischen Ausbildung im Kreise seiner Verbindungsbrüder erfuhr. Dafür gilt es zuerst zu prüfen, ob die studentischen Korporationen überhaupt einen Erziehungsanspruch erhoben und sich selbst als „Sozialisationsagenturen" empfanden oder ob die Theorie der Sozialisation durch die Verbindung erst in der Forschung entstand. Als zweites sollen die Ziele der Erziehung ermittelt werden, um dann im dritten Teil die Erziehungsmethoden untersuchen zu können, die zum Erreichen dieser Ziele eingesetzt wurden. Das Verhältnis zwischen Erziehungsidealen und der Erziehungswirklichkeit im Kaiserreich soll am Ende zumindest kurz angesprochen werden, wenn auch eine ausführliche quellenorientierte Vergleichsanalyse in diesem Rahmen nicht möglich sein kann.

Es ist selbstverständlich, dass die angestrebten Erziehungsziele, -instrumente und -wirklichkeiten der verschiedenen Corps, Burschenschaften und Landsmannschaften nicht völlig identisch waren, sondern einzelne Ausdifferenzierungen aufwiesen. Im Folgenden soll nicht auf die Unterschiede, sondern auf die allgemeinen Ziele der Erziehung durch die Verbindungen eingegangen werden, wobei die verwendeten Quellen in erster Linie Auskünfte über die corpsstudentische Erziehung geben.

Der Erziehungsanspruch der Korporationen

Neuere Forschungen haben ergeben, dass die Korporationen auch eindeutig Erziehungsfunktionen besaßen. Die Corps sahen ihre Gemeinschaften als eine notwendige Ergänzung zur wissenschaftsbetonten Ausbildung an, da Wissenschaft allein für die Charakterbildung - ihrer Meinung nach - nicht ausreichend sei.[3] Kultursoziologe Detlef Grieswelle spricht den Corps also eine erzieherische Funktion zu und Historikerin Ute Frevert betont deren starke Bedeutung durch die Aussage, dass die „studentische[n] Comment-Erziehung"[4] langfristige Wirkungen auf die spätere Lebensführung habe.

Ganz deutlich geht der Erziehungsanspruch der Verbindungen aber auch aus der zeitgenössischen Darstellung des deutschen Corpsstudenten von Richard Schaffner, der Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts genau wie Franz Moldenhauer[5] umfangreiche Schriften über das deutsche Corpsstudententum besonders unter Berücksichtigung von Erziehungstheorien verfasste, hervor: „Nicht wissenschaftliche Förderung, sondern Charakterbildung erstrebt das

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 31

Korps".[6] Die corpsstudentische Erziehung wurde auch im Kaiserreich schon als Pendant zur akademischen Bildung angesehen.

„Was ihm Elternhaus und Schule waren, das soll ihm der Freundschaftsbau des Korps ersetzen. Erziehen will das Korps, in der Form, daß Lehrer auch zugleich Schüler, Schüler zugleich Lehrer ist."[7] Die Erziehung der jungen Männer wurde zu Beginn ihres Studiums als noch nicht abgeschlossen betrachtet, sondern musste durch eine Institution weiter gefördert werden. Aus dem Zitat wird aber auch deutlich, dass mit dem Eintritt in eine Verbindung nicht mehr eine autoritäre Person die Erziehung überwachte, sondern die Formung des Einzelnen durch die Regeln des Kollektivs geschah.

Die vorher von außen oktroyierte Erziehung verwandelte sich in „Selbstzucht"[8], wie Moldenhauer es in seiner zeitgenössischen Betrachtung des deutschen Corpsstudententums bezeichnete. Moldenhauer gab zu Beginn seiner Ausführungen die „Constitution" der „Leipziger Saxonia" wieder, um an ihr stellvertretend die Grundsätze und das innere Wesen des gesamten Corpsstudententums aufzuzeigen. Der vierte Punkt darin lautet: „Suche dir selbst die mögliche Ausbildung deines Geistes und Festigkeit deines Charakters zu geben, [...] `Vervollkommene dich!´"[9] Die Selbsterziehung sollte im Studium die familiäre und schulische Erziehung der jungen Männer ablösen. Die Befürworter der Verbindungen sahen deshalb eine wichtige Aufgabe darin, dem plötzlich zur Selbstständigkeit gezwungenen Jüngling durch corpsstudentische Erziehung Stabilität zu geben, damit nicht „unfertige und noch haltlose junge Leute verkommen und versumpfen in verseuchter Großstadtluft, weil ihnen der Mentor des edlen Umganges fehlt, der sie abhält und warnt."[10] Aber auch dem Verbindungswesen neutral Gegenüberstehende befanden, Selbsterziehung könne in geschlossenen Verbänden wie Korporationen besser stattfinden als in der akademischen Einsamkeit.[11] Während man in der trefflichen Schule des Gemeinschaftslebens lernen würde, „sich dem Ganzen ein- und unterzuordnen und zugleich sich dem Ganzen selbst zu erhalten und durchzusetzen"[12], bestände außerhalb jener studentischen Gruppen anscheinend die Gefahr der Verweichlichung[13] und des sittlichen Verfalls.[14]

Die Erziehungsziele der Korporationen

Für Moldenhauer war ein wichtiges Ziel der Sozialisation, dass „Männer herangebildet werden, die gehorchen gelernt haben, um später befehlen zu können, gehorchen gelernt haben, aber nicht in sclavischer Unterwürfigkeit, sondern in freier Selbstbestimmung, welche gelernt haben, ihre persönlichen Wünsche zurücktreten zu lassen hinter den Zwecken einer höheren, mächtigeren Einheit".[15] Selbstbeherrschung und Unterordnung sollte der Student demnach als Ideale verinnerlicht haben.
Als „erhabenste[s] Ziel" empfand Schaffner es, „den Korpsbruder als charaktervollen Mann zu vervollkommnen"[16] und „dem Vaterland tüchtige deutsche Männer schaffen, erziehen".[17] Dabei galt die Ehrenhaftigkeit in der wilhelminischen Zeit allgemein und in den Korporationen besonders als höchste männliche Tugend. Das wird deutlich bei einer zeitgenössischen Definition des Corpsstudenten. Dies konnte sein, „wer schließlich unsere Ziele billigt, bestrebt ist, durch die Korpserziehung zum tüchtigen Mann sich zu bilden, auf Makellosigkeit und Ehre hält [...]"[18]. Und auch in der „Constitution" der „Leipziger Saxonia" wird die Rele-

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 32

vanz der Ehre sichtbar, wenn man im zweiten Punkt liest: „Deine Ehre sei dir heilig! Nie entweihe dieselbe durch Wort und That; sie ist dein edelstes Gut!"[19]
Ein wichtiges Erziehungsprinzip in den Verbindungen stellte der Freundschaftsbund dar. Durch die enge freundschaftliche Beziehung akzeptierten die Mitglieder die Kontrolle und Mäßigung durch andere Korporierte.[20] Allgemeiner bezeichnete Paulsen, der einst selbst Verbindungsmitglied gewesen war und Anfang des 20. Jahrhunderts ein Überblickswerk über die deutschen Universitäten verfasste, den Freundschaftsbund als „Gemeinschaftsleben":

„da gilt es gehorchen und gebieten, beraten und beschliessen, Gesetze geben und Gesetze anwenden, Streit schlichten und richten, mit freundlichen und feindlichen Mächten draußen sich schlagen und sich vertragen. [...] sie giebt ihren Gliedern eine gewisse Sicherheit der Haltung und des Auftretens, [...]. Es werden diese Dinge vor allem sein, die noch bei älteren Männern die Anhänglichkeit an die Verbindung erhalten."[21]

Der Unterordnung und Selbstzucht als Erziehungsmomente in den Verbindungen standen Zusammenhalt und Geborgenheit gegenüber, und die Erinnerungen ehemaliger Korporationsmitglieder waren beim Gedanken an die Gemeinschaft der Verbindungsbrüder oft mit Wehmut besetzt.

Möller hat für die gesamte corpsstudentische Erziehung einen Dualismus von fröhlichen Gruppenerlebnissen und Disziplinierung herausgearbeitet, den sie als die „paradox anmutende Kombination der Elemente `Freiheit´ und `Reglementierung´"[22] bezeichnet. Bei der folgenden Analyse der einzelnen Erziehungsmittel werden diese zwei verschiedenen Seiten immer berücksichtigt werden müssen und es ist zu prüfen, ob tatsächlich jedes Instrument der Disziplinierung immer auch zur Stärkung des Gemeinschaftsgefühls und des Frohsinns beigetragen hat.

Die Erziehungsmethoden der Korporationen

Dieser Überblick über die Instrumente der corpsstudentischen Erziehung wird aus zwei Teilen bestehen. Die von Silke Möller eingeführten Kategorien "Erziehung durch straffe Organisation" und „Erziehung durch gemeinsame Erfahrungen"[23] sind an dieser Stelle gut geeignet für eine Darstellung der wichtigsten Elemente corpsstudentischer Erziehung.
Unter die erste Kategorie fallen die Verbindungshierarchie und die Demokratieorgane, während in dem Block ‚Erfahrungen' die studentische Kneipe und die Mensur im Mittelpunkt stehen.

Erziehung durch Organisation
Als autoritäres Instrument wirkte die Hierarchie in den Korporationen, die zumindest für die Verbindungsmitglieder am unteren Ende wenig Raum für persönliche Selbstbestimmung ließ, dafür aber umso mehr Selbstbeherrschung von den Füchsen abverlangte. Die Füchse galten als noch nicht vollwertige Mitglieder einer Verbindung, die sich in einer meist mehrsemestrigen Probezeit der Aufnahme in die Verbindung als würdig erweisen mussten. Vorher hatten die Füchse „das schwierige Zeremoniell der Kommerse und Mensuren zu erlernen".[24]

Moldenhauer beschreibt die Erziehung der Füchse so: „Sie beginnt sofort mit der Gewöhnung an gute äussere Formen."[25] Der junge Student sollte zu Anfang lernen, seine

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 33

Wortwahl zu verfeinern, gegenüber Fremden und älteren Leuten ein höfliches Benehmen an den Tag zu legen und ein tadelloses Auftreten in der Gesellschaft zu erlernen, was Haarfrisur, Kleidung und Bewegung mit einschloss.
Während die Anpassung des Fuchses an diese äußeren corpsstudentischen Merkmale von Moldenhauer als einfach zu erfüllen galt, sah er in der geforderten Selbstzucht und Unterordnung des Fuchses unter den Burschen, der sogar jünger sein konnten als der Neuling, die größere Schwierigkeit.[26]

„Die Behandlung des Spefuchsen zu Beginn des Semesters ist stets eine ebenso vergnügliche, wie dankbare Aufgabe und es hat wohl noch nirgends hier an bereiten und geeigneten Mitgliedern gefehlt, sich ihr zu unterziehen",[27] berichtet Schaffner. Der Begriff „vergnügliche Behandlung" kann verdeutlichen, dass die „Erziehung" für den jungen Fuchs nicht immer angenehm war und die Burschen sich den einen oder anderen Spaß mit den Unerfahrenen erlaubten - Silke Möller spricht sogar von Schikanierung.[28]

Jeder Fuchs konnte sich beim Eintritt in die Verbindung einen Leibburschen wählen, der ihm mit Rat und Tat zur Seite stand und so für „die Erziehung der sanfteren Art"[29] zuständig war. Die Leibburschen waren nicht nur Vertreter ihrer Füchse auf dem Corpsconvent, auf dem letztere kein Stimmrecht besaßen, sondern es ergaben sich oft enge Beziehungen. Hier wurde das Ideal des Freundschaftsbundes im Kleinen umgesetzt. Die Füchse erbrachten ihren Leibburschen Gefälligkeiten, teils freiwillig als Dank für deren Unterstützung, oft wurden sie ihnen auch aufgetragen.

Ständige Beschäftigung im Rahmen der Verbindung sollte die Korporierten und besonders die Füchse davon abhalten, ihre akademische Freiheit mit unmoralischen und zerstreuenden Dingen zu verbringen.[30] Das ständige verpflichtende Zusammensein beschrieb der Schriftsteller Victor Mann[31], seinerzeit auch Mitglied einer Studentenverbindung, dessen Zitat gleichzeitig auch einen Überblick über die Aktivitätsbreite der Korporationen liefert:

„Der Tag des Aktiven begann früh auf dem Fechtboden, [...] und er endete mit Kneipe oder dem Abend in einem der Stammlokale. Dazwischen lagen gemeinsame Mahlzeiten, eine Viertelstunde „Stehkonvent" am Hochschulportal, [...] ferner der offizielle Cafebesuch, Konvente, Ehrengerichte, administrative Arbeit im Korpsheim und Verbandssitzungen. [...] Die Kette riß nicht ab."[32]

Während die Hierarchie mit den genauen Regeln hinsichtlich des Stimmrechtes der Füchse und Burschen, der Weisungsbefugnisse der Mitglieder, der Organe wie Convente und Ämter und der Position der „Alten Herren" eine unumstößliche Struktur hatte, existierten bei den verpflichtenden Teilnahmen an den Verbindungsaktivitäten die zwei Positionen Disziplin und Freiheit. Auf der einen Seite bedeutete die allseits erwartete Bereitschaft, an Kneipen, Mensuren und Freizeitaktivitäten der Korporation teilzunehmen, für manchen Studenten einen Eingriff in seine persönliche Freiheit. Auch waren die oft ganze Tage füllenden Termine des Fuchses mit dessen regelmäßiger Teilnahme an Seminaren und Vorlesungen unvereinbar und im Sinne des Studienziels kontraproduktiv. Auf der anderen Seite brachten die Aktivitäten Spaß, und ein Gefühl der Freiheit wurde beim gemeinsamen Alkoholgenuss und auf Ausflügen ganz bestimmt empfunden.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 34

Victor Mann beschreibt, dass er trotz des ständigen Zusammenseins mit seinen Genossen derer nicht überdrüssig wurde.[33] Er empfand den persönlichen Zusammenhalt zumindest aus der Rückschau als außerordentlich stark und erkannte das Leben mit und für die Gemeinschaft als „Erziehung zur Toleranz".[34]
Die völlige Identifikation mit seiner Bruderschaft, die durch einen gewissen Zwang,[35] aber gleichzeitig auch durch Freiwilligkeit und Freude während gemeinsamer Erlebnisse erreicht wurde, war die Voraussetzung für die Formbarkeit des Studenten durch die Verbindung und für die Bereitschaft, Belehrungen von Mitgliedern zu akzeptieren und sich unterzuordnen. Die Sozialisation durch das Kollektiv, das sich als geschlossene Gemeinschaft mit festen Regeln begriff[36] und dem Einzelnen Ersatz für die Familie bot, erscheint wirksamer als jede Erziehung durch eine Autorität.
Neben der Hierarchie und der Anwesenheitspflicht waren auch die Convente eine wichtige Institution der Belehrung.[37] Am Corpsconvent nahmen aktive Mitglieder, für welche Anwesenheitspflicht bestand, Inaktive und Alte Herren teil, nicht aber die Füchse, für die es eigene Convente gab. Es existierten verschiedene Arten des Convents wie der Allgemeine Convent (A.C.), der Corpsconvent (C.C.) und der außerordentliche C.C. (a.o.C.C.).

Auf dem C.C fanden Beratungen statt und hier wurden Entscheidungen getroffen, aber der C.C. war auch ein Kontroll- und Beschwerdeorgan. So existierte die Einrichtung der Semesterkritik.

„Am Schlusse des Semesters findet ein vollzähliger C.C. statt, wo vom Erstchargierten angefangen bis zum jüngsten Jungburschen jeder der Reihe nach vorgenommen wird und von jedem anderen Korpsburschen eine Kritik über seine Persönlichkeit frei und offen zu hören bekommt, die er in keiner Weise übelnehmen darf."[38]

Die jungen Männer lernten hierdurch zum einen, sachliche Kritik zu üben und zum anderen, Kritik zu akzeptieren, ohne eine persönliche Abneigung dahinter zu vermuten. Allerdings war der C.C. nicht bloßes Kritikorgan. Hier konnten auch Strafen für Regelverstöße einzelner Mitglieder wie Verspätungen, unpassende Kleidung oder Fehlverhalten in der Öffentlichkeit verhängt werden. Dabei konnte es sich nur um Geldstrafen handeln, aber ein grobes Fehlverhalten konnte auch mit vorübergehendem Ausschluss aus der Verbindung (Dimission), bestraft werden, bei der ein Mitglied zwar an Aktivitäten teilnehmen, aber getrennt von den anderen sitzen musste und ihm Redeverbot erteilt wurde. Besonders schlimme Vergehen und besonders unehrenhaftes Verhalten konnten gar mit einem endgültigen Ausschluss (Exclusio) geahndet werden.

Die Korporierten lernten, Regeln zu beachten und ihren spezifisch-elitären Ehrbegriff mit Leben zu füllen.[39] Laut Möller sollte der Einzelne durch die Diskussionen auf dem C.C. lernen, seine rhetorische Durchsetzungsfähigkeit zu stärken.[40] An anderer Stelle stellt sie aber selber den Ablauf der Diskussion auf dem Convent als völlig formalisiert dar.[41] Möller zeigt den Dualismus von Reglementierung und Freiheit auf, denn der C.C. stellte zwar eine Art demokratisches Kontrollorgan dar, strebte durch seinen festgelegten Ablauf und seine Ziele aber wieder die Reglementierung der Burschen an. So kann meiner Einschätzung nach der C.C. nur bedingt als Element zur Verbesserung rhetorischer Fähigkeiten verstanden werden, denn die Art und Weise des Sprechens auf

Conventen war von vornherein genau vorgegeben.

Erziehung durch Erfahrung
Die studentische Kneipe ist ein strittiges Erziehungsmittel. Dass die Trinkfestigkeit anscheinend einen richtigen Mann auswies, wird bei Moldenhauer deutlich:

„Ich kann aus eigener Erfahrung wie nach genauen Erkundigungen versichern, dass auf der Corpskneipe jede Rücksicht auf den genommen wird, der aus gesundheitlichen oder aus anderen triftigen Gründen sein Glas nicht so heben kann, wie es nun einmal der deutsche Student thut."[42]

Moldenhauer sprach sich mit dieser Aussage gegen das den Verbindungen nachgesagte unmäßige Trinken aus. Er machte damit aber gleichzeitig klar, dass der deutsche Student im Normalfall an den Kneipen teilnehmen und kräftig mittrinken musste. Nur gesundheitliche Gründe oder außerordentliche Ereignisse waren eine akzeptierte Entschuldigung. Daraus ergab sich, dass ein Student andernfalls trinken musste, wie es die anderen taten, ob er wollte oder nicht. Auf einer normalen Verbindungskneipe gab es das Vor- und Nachtrinken, Bierstrafen und das Trinkenlassen der Füchse.[43] Klose äußerte sich sehr kritisch über das feste Regelwerk, nach dem die studentische Kneipe ablief: „Der Kneipkomment, der genau geregelte Zechgebrauch, gab dem Senior vom Konsumieren bis zum Urinieren der Getränke volle Kommandogewalt."[44] Auf offiziellen Kneipen war von der Sitzordnung über das Sprechen bis hin zur Abfolge der Trinklieder und Trinkspiele durch den Bierkomment alles genau geregelt.

Es liegt nahe, in den Kneipsitten und Regeln der Corpsstudenten drei verschiedene Erziehungsaspekte zu erkennen.[45] Den jungen Teilnehmern sollten deutsche Bräuche und Werte wie Ehre und Patriotismus vermittelt werden. Außerdem sollte erlernt werden, Disziplin und Selbstbeherrschung auch unter erheblichem Alkoholeinfluss aufrecht zu erhalten. Zuletzt sollte der Freundschaftsbund durch die gemeinsame Ausgelassenheit und gemeinschaftliche Erfahrung intensiviert werden.

Die Gegensätzlichkeit von Disziplin und fröhlicher Gelöstheit zeigt sich besonders stark bei der Kneipe. Der erste Teil der Kneipe erfolgte strikt nach den oben beschriebenen Regeln und jeder Teilnehmer hatte den Anordnungen Folge zu leisten. Es herrschte ein „Trinkzwang", unter dem besonders die noch unerfahrenen Füchse litten, die ihre Trinkfestigkeit unter Beweis stellen, aber trotzdem auch die Disziplin wahren mussten. Im zweiten eher lockereren Teil fand die Erziehung durch gemeinschaftliche Erlebnisse statt.

„Durch den fortgeschrittenen Alkoholgenuss schwanden zunehmend die Hemmungen und keiner konnte sein ursprüngliches Wesen mehr manipulieren oder verheimlichen. So konnte ein echtes gegenseitiges Kennenlernen stattfinden, welches der Freundschaft untereinander eine ganz andere und intensivere Dimension gab."[46]

Dies ist ein Aspekt, welcher in der corpsstudentischen Erziehungstheorie oft als Vorzug der Kneipe betont wurde. Es ist jedoch zu bedenken, dass das Trinken seinen erzieherischen Wert verlor, wenn dabei nur noch die Demonstration der Männlichkeit im Vordergrund stand.[47]

Egal, wie man den erzieherischen Wert der Kneipe auch einschätzen mag, so fällt die

starke und breite Kritik auf, der dieser Brauch auch im Kaiserreich bereits ausgesetzt war. Moldenhauer versuchte, das schlechte Bild von der Kneipe, welches in der Gesellschaft entstanden war, gerade zu rücken[48]. Er erkannte im Trinken aber weniger eine Gefahr im maßlosen Alkoholgenuss als mehr die des Fernbleibens von Unterrichtsveranstaltungen, weil parallel Frühschoppen stattfanden. Paulsen dagegen, der selbst eine Zeit seines Studiums in einer Verbindung verbracht hatte und einer Mitgliedschaft auch rückblickend generell positiv gegenüber stand, sprach sich 1902 sehr vehement gegen den „Saufzwang"[49] aus, da dieser von den Studenten fordere, sich körperlich und geistig zu ruinieren, was jedem verantwortlichen Menschen als Widrigkeit erscheinen müsse.[50]

Nicht weniger umstritten war die studentische Mensur (Bestimmungsmensur) der schlagenden Verbindungen. Neben der geistigen Ausbildung, bei der die Farben und Zirkel verschiedener Corps und gutes Benehmen erlernt wurden, „geht die körperliche auf dem Fechtboden (auch Fechtscheuer genannt) einher".[51] Die jungen Füchse erhielten Fechtunterricht und mussten eine oder mehrere erfolgreiche Mensuren geschlagen haben, um ihren „Lehrlingsstatus" abzulegen und zum Burschen, zum aktiven Mitglied aufzusteigen. Es gab verschiedene Arten studentischer Mensuren, bei denen mit unterschiedlichen Waffen wie Mensurschläger oder Säbel gekämpft wurden, welche die Mitgliedern einer Verbindung untereinander oder Mitglieder verschiedener Korporationen gegeneinander austrugen. An dieser Stelle soll auf die Details nicht näher eingegangen werden. Interessanter für die Erziehungsfrage ist es, den Ablauf einer Mensur zu betrachten, der keineswegs willkürlich war, sondern durch den so genannten „Pauk-Komment" geregelt wurde. Teilnehmer einer Mensur waren die zwei „Paukanten" mit ihren „Sekundanten" und ein Unparteiischer, der auf die korrekte Durchführung des Kampfes achtete.[52] Der ebenfalls anwesende „Paukarzt" war oft ein Medizinstudent fortgeschrittenen Semesters, der eintretende Verletzungen an Ort und Stelle behandeln konnte. Außerdem waren noch ein Schreiber, ein Bandagist und natürlich Zuschauer anwesend. Bei der Mensur trugen die Kontrahenten einen „Paukwichs"[53], der den gesamten Körper vor Schlägen schützte - mit Ausnahme des Gesichts. Der Wettkampf begann, nachdem der Sekundant die „Partie annonciert" hatte, d.h. nachdem er die Art der Partie, die Verbindungszugehörigkeit und manchmal auch den Namen angekündigt hatte. Eine Partie bestand aus einer festgelegten Anzahl Gänge und die wiederum aus einer bestimmten Anzahl Hiebe. Bei Verletzungen oder unsauberen Schlägen konnten die Sekundanten die Partie unterbrechen.
Im Anschluss an die Mensur fand eine Bewertung auf dem Mensurconvent statt, wo der Kampf von den Corpsbrüdern besonders im Hinblick auf „charakterliche" Haltung und technische Leistung beurteilt wurde. Möller formuliert die Bestimmungsmensur als „streng reglementiertes [...] Kampfspiel"[54] zur „symbolischen Ehrdemonstration".[55] Im Unterschied zum Duell, das u.a. im Kaiserreich bei tatsächlichen Ehrverletzungen vom Adels- und Offiziersstand nicht selten auf Leben und Tod ausgetragen wurde, war die studentische Bestimmungsmensur eine „völlig freiwillige Kampfübung"[56], der keine Beleidigung mehr vorangehen musste. Aus welchen Gründen hatte die Mensur in den Verbindungen aber dann einen so hohen Stellenwert?

Auf Victor Mann hatte sie den „Reiz einer urmännlichen Bewährung"[57]. Was es genau

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 37

ausmachte, während einer Mensur seine Männlichkeit zu beweisen, erklärte Moldenhauer. Die Studenten stellten sich dem Kampf „in der Absicht, ihre Tüchtigkeit in der Führung der Waffen zu messen und ihren Mut und ihre Standhaftigkeit in der Ertragung eines äusseren Schmerzes zu zeigen".[58] Paulsen hielt das „Pauken", würde es nicht übertrieben, für gut, trüge es doch zur körperlichen Ertüchtigung bei und übe die Herrschaft des Willens über das physische System.[59]

Zur Selbstbeherrschung sollte auch die Mensur, laut Möller, den jungen Mann erziehen, indem er schmerzhafte Hiebe empfangen lernte, ohne mit der Wimper zu zucken und dadurch unehrenhaftes Verhalten an den Tag zu legen.[60] Neben der Aneignung von körperlicher Härte erfüllte der Erwerb von Würde und Ansehen den erfolgreichen Paukanten mit Stolz. So kann man auch die Mensur einerseits als geregeltes Instrumentarium ansehen, welches die Studenten zu Männlichkeit, Standhaftigkeit und Wehrhaftigkeit erzog, das aber andererseits auch Garant für die Ehre des Kämpfers sein konnte. Stolz zeigte der Bursche seine Schmisse, konnte er sich doch im Bewusstsein sonnen, Mut bewiesen zu haben und ein „ganzer Kerl" zu sein.

Erziehungswirklichkeit der Korporationen

Es bleibt noch die Frage, ob die Korporationsmitglieder in der Realität die Elemente Kneipe, Mensur, Convent, Hierarchie und die Abgeschlossenheit der Verbindungen gegenüber der Außenwelt tatsächlich als Mittel der Erziehung empfanden und ob sie tatsächlich etwas aus ihrer Verbindungszeit ins Leben mitnahmen. Außerdem wäre es interessant zu untersuchen, ob bei den Studenten stärker die disziplinierenden Aspekte und die strikten Vorschriften der Verbindungszeit im Gedächtnis blieben oder ob die Erinnerung an die fröhlichen gemeinschaftlichen Ereignisse überwog.

Möller hat diese Untersuchung vorgenommen[61] und stützt sich dabei besonders auf die Erinnerungen ehemaliger Corpsstudenten. Darüber hinaus hat sie anhand zeitgenössischer kritischer Publikationen wie z. B. Satireblättern und anhand autobiografischer Schilderungen nichtkorporierter Studenten das Image der corpsstudentischen Erziehung in der wilhelminischen Gesellschaft außerhalb der Verbindungen zu analysieren versucht. Zusammenfassend ergibt sich folgendes Bild: Die ehemaligen Corpsstudenten waren der Meinung, die Zeit in der Verbindung hätte einen wichtigen Einfluss auf ihre Persönlichkeitsbildung gehabt.[62] Der Erfolg der corpsstudentischen Erziehung wurde in der Regel dem Freundschaftsbund zugeschrieben, der einen starken gemeinschaftlichen Zusammenhalt, aber auch die bewusste Abgrenzung nach außen mit sich brachte. Dem Bedürfnis der jungen Männer nach ideeller Orientierung wurde die Verbindung gerecht, in der gleiche Werte vertreten wurden und dadurch eine große Bereitschaft der Einzelnen entstand, sich den Regeln des Kollektivs unterzuordnen und Opferbereitschaft zu zeigen. Auf der anderen Seite erfolgte oft die Überhöhung des Freundschaftsbund-Ideals. Das konnte bedeuten, dass jedes Ausleben von Individualität als Verstoß gegen die Gemeinschaft angesehen und übertrieben bestraft wurde. Einzelne Berichte ehemaliger Corpsmitglieder zeigen, dass man ständig in der Gruppe präsent sein musste.[63] Die fortwährende Konformität - oft ließen die Verbindungsmitglieder sich bei demselben

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 38

Friseur auf die gleiche Art frisieren[64] - wurde nicht selten zur Qual und als Beschränkung der Persönlichkeit empfunden. Wenn man berücksichtigt, dass neben dem Gehorsam körperliche Fähigkeiten und Willenskraft als Männlichkeitsideale im Vordergrund corpsstudentischer Erziehung standen[65] und geistige Fähigkeiten sowie die Ausbildung einer eigenen Meinung weder gefördert wurde noch erwünscht war, kommt man zu dem Schluss, dass weniger das Erlernen persönlicher Selbstbestimmung und Eigenkontrolle als die Unterwerfung unter fixe Regeln und Fremdkontrolle die Ergebnisse der Sozialisation durch die Verbindung waren. Die Außenstehenden kannten zwar die Ideale der Verbindungen nicht im Einzelnen, zogen aber Rückschlüsse auf die Erziehung aus dem, was ihnen von den Corpsstudenten vorgelebt wurde. Ganz entgegen den Erziehungsidealen zeichneten sich die Korporierten oft durch Faulheit und Trunkenheit aus[66], tagsüber in Kneipen sitzend oder über die Straße torkelnd. Und die Kritik am übermäßigen Alkoholkonsum schien berechtigt, da neben den Außenstehenden ja auch dem Verbindungswesen nahe stehende Autoren auf die Gefahr verwiesen, dass das Erziehungsmittel „Kneipe" oft als Legitimation zu disziplinlosen „Besäufnissen" herhalten musste. Das hemmungslose Trinken begünstigte sexuelle Abenteuer und konnte sich negativ auf die körperliche Konstitution der Studenten auswirken und stand damit den Erziehungsidealen Sittlichkeit und (körperliche) Männlichkeit sowie der Selbstdisziplin gegenüber, was auch in den „Akademischen Monatsheften" thematisiert wurde: „Dann bekommt man über den Wert unserer korpsstudentischen Erziehung, soweit sie auf den Alcohol basiert ist, und unserer korpsstudentischen Lebensführung, welche aber auch ganz und gar unter dem Zeichen des Alcohols steht, denn doch ein gelindes Grauen."[67]

Durch ihr modisch-gepflegtes und uniformes Auftreten befand die Gesellschaft die Verbindungsstudenten oft als arrogant, elitär und verschwenderisch. Letzteres führte bei manch einem Studenten zu echten Problemen. Moldenhauer, der versuchte mit den gesellschaftlichen Vorurteilen gegenüber dem Korporationswesen aufzuräumen, gab selber zu, dass die Warnungen vor dem durch das Corpsleben bedingten übermäßigen Geldaufwand nicht grundlos seien[68] und riet dem Studenten, „er solle in thunlichster Einfachheit leben und jeden überflüssigen Luxus meiden." Es gab genug Fälle, in denen der Student viel (elterliches) Geld für sein ausschweifendes Verbindungsleben durchbrachte oder sich gar hoch verschuldete.

Das elitäre und arrogante Verhalten, das die Außenstehenden bei den Studenten feststellten, wurde den Korporierten gezielt vermittelt. Besonders anhand der Praxis der Bestimmungsmensur wird das Streben der Verbindungen zur gesellschaftlichen Oberschicht deutlich. Wenn auch ungefährlich und spielerisch, so ist diese Vorstellung von der Mensur nicht haltbar, wenn man die Fotos der blutüberströmten jungen Männer nach dem Kampf betrachtet. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass der studentische Zweikampf eine Anlehnung an das verbotene, doch ehrenhafte Duell der Offiziere, ein „Prestigeersatz"[69] war. Das Verständnis der akademischen Schicht als gesellschaftliche Elite wird auch durch die der Offiziersuniform ähnliche Garderobe deutlich.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die corpsstudentische Erziehung vom heutigen Standpunkt aus zum einen als fragwürdig einzuschätzen ist, weil in allem übertrieben wurde: Die Bewährung der Männlichkeit

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 39

durch Selbstdisziplin auf der Kneipe wurde zum „Besäufnis“ und bei der Mensur zum ritualisierten „Schmisseschlagen”. Aus dem Gemeinschaftsgefühl und dem inneren Zusammenhalt wurde ein systematisches Abschotten gegenüber der Außenwelt. Exklusives Auftreten sollte erlernt, nicht übertrieben modische und teure Kleidung präsentiert werden. Rhetorische Fähigkeiten wollte man annehmen, doch praktizierte stattdessen eine formelhafte Sprache.

Es drängt sich die Frage auf, ob die corpsstudentische Erziehung von vornherein mit dem Dualismus von Reglementierung und Freiheit arbeiten wollte oder ob sie ein zu großes Regelwerk vorgab, dem die Mitglieder nur folgen konnten, wenn sie danach nahezu das Gegenteil auslebten. Der reglementierten Kneipe folgte das ausgelassene Trinken - war der strenge Komment verantwortlich für die gesellschaftlich oft kritisierten studentischen Ausschweifungen? Versuchten die jungen Männer, die Reglementierung durch das Ausleben größtmöglicher Freiheit zu kompensieren?

1 Silke Möller: „Bier, Unfug und Duelle”? Corpsstudentische Erziehung im Kaiserreich 1871-1914, München 2004, S. 50.
2 Vgl. ebd.
3 Detlef Grieswelle: Zur Soziologie der Kösener Corps 1870-1914. In: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert (=Studien und Materialien. Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jahrhundert; 12), Göttingen 1975, S. 346-365, hier S. 351.
4 Ute Frevert: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991, S. 165.
5 Franz Moldenhauer war Professor am Königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln und selbst Mitglied einer Koporation.
6 Richard Schaffner: Vom Deutschen Korpsstudenten. Eine Einführung in sein Wesen und ein Ausblick in die Zukunft, München 1918, S. 22.
7 Vgl. ebd., S. 23.
8 Franz Moldenhauer: Das Deutsche Corpsstudententum und seine Bedeutung, Berlin, Köln, Leipzig 1897, S. 50.
9 Ebd., S. 15.
10 Schaffner, S. 26.
11 Vgl. Friedrich Paulsen: Die Deutschen Universitäten und das Universitätsstudium (reprographischer Nachdr. v. 1902), Hildesheim 1966, S. 473.
12 Ebd.
13 Vgl. ebd.
14 Vgl. Schaffner, S. 26.
15 Moldenhauer, S. 50.
16 Schaffner, S. 22.
17 Ebd.
18 Ebd.
19 Moldenhauer, S. 12.
20 Möller 2004, S. 47.
21 Paulsen, S.473ff.
22 Vgl. Silke Möller: Zwischen Wissenschaft und „Burschenherrlichkeit”. Studentische Sozialisation im Deutschen Kaiserreich, 1871-1914, Stuttgart 2001, S. 137.
23 Vgl. Möller 2004, S. 51.
24 Werner Klose: Freiheit schreibt auf Eure Fahnen. 800 Jahre deutsche Studenten, Oldenburg/Hamburg 1967, S. 178.
25 Moldenhauer, S. 49.
26 Vgl. ebd., S. 50.
27 Schaffner, S. 20.
28 Vgl. Möller 2004, S. 55.
29 Ebd.
30 Ein Beleg hierfür findet sich bei Schaffner, S. 26: „Der Korpsstudent, der seine Semester in der Aktivität Abend für Abend an seinen Bund gebunden war, der seine freie Zeit dem Korps widmen mußte, statt Liebschaften und dergleichen zu pflegen, er gewinnt so nach und nach ein gewisses Gefühl der Sicherheit, der männlichen Selbstpersönlichkeit und lernt lockendem Einfluß die Stirne zu bieten.”
31 Karl Viktor Mann (1890 - 1949) war ein Bruder oder Halbbruder der berühmten Schriftsteller Thomas und Heinrich Mann und selbst Mitglied der Verbindung „Corps Agronomia München” im WSC (seit 1958 Corps Alemannia München).
32 Victor Mann: Wir waren Fünf. Bildnis der Familie Mann, 3. rev. Aufl., Konstanz 1949, S. 329.
33 Vgl. Mann, S. 329.
34 Ebd.
35 Schaffner, S. 23, spricht von „eine Art Klosterzucht, abgeschlossen im Kreis der Brüder, ohne Versündigung gegen den Korpsgeist, den Geist der Allgemeinheit.”

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 40

36 Die Abgrenzung des Kollektivs nach außen erfolgte auch durch eine bestimmte Repräsentation der Verbindung. Zu bestimmten Anlässen, besonders auf gesellschaftlichen Feiern traten die Studenten im „Vollwichs" auf. Klose zählt auf, welche Kleidungsstücke zur repräsentativen Ausstattung der Korporierten gehörten: „Kanonenstiefel, Lederhosen und Pekesche, auf dem Kopf Zerevis, eine schirmlose Mütze und Barett" (Klose 1967, S. 180). Weiterhin tauchten studentische Zirkel und Farben auf verschiedensten Gegenständen auf, u. a. auf Fahnen, Bändern, Krawattennadeln und Siegelringen (Vgl. ebd.).
37 Vgl. Möller 2004, S. 59ff.
38 Schaffner, S. 23.
39 Vgl. Möller 2004, S. 64, die aufzeigt, dass viele Strafen kurzfristig zum öffentlichen Verlust der Ehre führten.
40 Vgl. ebd.
41 Vgl. Möller 2001, S. 143.
42 Moldenhauer, S. 40.
43 Vgl. ebd.
44 Klose, S. 186.
45 Vgl. Möller 2004, S. 72.
46 Ebd., S. 73.
47 Vgl. ebd., S. 74.
48 Vgl. Moldenhauer 1897, S. 40.
49 Paulsen 1966, S. 486: „Schlimmer als die Mensur erscheint mir ein anderes: das Trinken, das allerdings in den Verbindungen vielfach noch eine Art systematischer Pflege findet. Den Saufzwang, man kann die Sache nicht anders nennen, abzuschaffen, [...] sollte jede Verbindung für einen Ehrenpunkt halten."
50 Vgl. ebd., ff.
51 Schaffner, S. 32.
52 Für die genaue Beschreibung des Ablaufes einer typischen Mensur vgl. Möller 2004, S. 77f. sowie den Beitrag von Jens Rüße in diesem Band.
53 Eine detaillierte Beschreibung des Paukwichs gibt Schaffner 1918, S. 38f.: „Das Angriffsziel für den Speer ist lediglich der Kopf. Ein dickes Herzleder, der feste Paukschurz, Stulpen, die Axillarisbinde, die mehrfachen Halsbandagen, die eiserne Brille, mit Leder besetzte Metallplättchen auf früheren Schmissen, auf weichen Knochenteilen, Fontanellen, schützen gegen Gefahr."
54 Möller 2004, S. 75.
55 Ebd.
56 Moldenhauer, S. 53.
57 Mann, S. 327.
58 Moldenhauer, S. 53.
59 Vgl. Paulsen, S. 485.
60 Vgl. Möller 2004, S. 79.
61 Vgl. Möller 2004.
62 Vgl. ebd., S. 141f.
63 Möller führt die Schilderungen des Studenten Busch an, der bei einem Ausflug mit seiner Korporation in ein Gartenrestaurant nicht einmal im angrenzenden Park spazieren durfte, weil im Fall seiner Abwesenheit die Verbindung nicht mehr genügend repräsentiert sei; für seine ganze Zeit im Corps zog er das Resümee: „Auch innerhalb des Corps selbst befand man sich immer an der Leine", vgl. Möller 2001, S. 144.
64 Vgl. Möller 2001.
65 Möller 2004, S. 142, begründet diese Beobachtung mit systematischem Vieltrinken und dem Mensurablauf.
66 Vgl. Möller 2004, S. 142.
67 Walter Bloem: Zukunftsaufgaben der Corps. In: Academische Monatshefte. XXII. Jahrgang. SS 1905 und WS 1905/06, S. 378-380, hier S. 379, zit. n. Möller 2004, S. 113.
68 Vgl. Moldenhauer, S. 42.
69 Klose, S. 182.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 41

Sabrina Lausen

Wenn Farben die Welt bedeuten

Der akademische Kulturkampf von 1903 bis 1908

Um die Jahreswende 1904/05 eskalierte an den deutschen Hochschulen ein Konflikt, der weder von der Regierung noch von der unbeteiligten Öffentlichkeit ignoriert werden konnte. Die zeitgenössische Presse der Jahre 1904/05 offenbart, was selbst in der aktuellen Forschungsliteratur in der Regel nur am Rande Erwähnung findet: Die Schlagzeilen der großen Zeitungen mussten auf jeden alarmierend wirken. Dort war beinahe täglich vom „Hochschulstreit"[1], vom „Kampfe gegen die katholischen Studentenkorporationen"[2] und vom „Kampf um die akademische Freiheit"[3] die Rede. Das nationalliberal orientierte Berliner Presseorgan Tägliche Rundschau informierte sein Publikum über „Studentenkämpfe"[4], die katholische Tageszeitung Germania aus Berlin berichtete gar „Vom hannoveranerischen Kriegsschauplatz"[5]. Offensichtlich war unter den Nachwuchsakademikern ein Streit entbrannt, der Erinnerungen an den noch nicht lange zurückliegenden Kulturkampf der Bismarck-Ära wach rief. Damals hatten sich der protestantisch geprägte preußische Staat und die katholische Kirche feindselig gegenüber gestanden. Im akademischen Kulturkampf hingegen wurden katholische Korporationen an den deutschen Hochschulen von ihren nicht-konfessionellen, nationalistisch motivierten Pendants attackiert.
Trotz zahlreicher Untersuchungen zum Korporationswesen in der Kaiserzeit wurde dieser akademische Kulturkampf von der Forschung bisher weitgehend ignoriert. Ausnahmen bilden u.a. die Studie von Peter Stitz[6] sowie eine kürzere Darstellung, die im Rahmen eines Ausstellungs-Projekts von der Verfasserin publiziert wurde.[7] Die Situation des politischen Katholizismus in der Wilhelminischen Ära wurde von Wilfried Loth ausführlich untersucht.[8] Eine umfassende Studie über die katholischen Studenten der Kaiserzeit wurde erst kürzlich von Christopher Dowe veröffentlicht.[9] Als grundlegende Einführung in die Thematik bietet sich außerdem die Untersuchung Martin Biastochs an, der das Korporationswesen am Beispiel der Universität Tübingen erforscht hat.[10]

Bereits 1901 war es zu Konflikten um den Ruf katholischer Forscher an die Universität in Straßburg[11] gekommen.[12] Auf den Rat Dr. Friedrich Althoffs hin, der seit 1897 als Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium u.a. für das Hochschulwesen zuständig war, wurde für die katholischen Studenten ein zweiter Lehrstuhl für Geschichte mit dem katholischen Historiker Martin Spahn besetzt. Zuvor hatte der protestantische Historiker Friedrich Meinecke eine Professur für Geschichte erhalten. Konfessionell gebundene Professuren existierten zur damaligen Zeit bereits an anderen Universitäten Preußens. Die Philosophische Fakultät an der Universität Straßburg protestierte zwar gegen eine derartige Besetzung, aber ihr Argument, dass eine am Katholizismus orientierte Professur unmöglich den Anforderungen der akademischen Freiheit bzw. einer objektiven Forschung gerecht werden könne, fiel nicht auf fruchtbaren Boden: Die Besetzung des Lehrstuhls erfolgte entgegen der Intervention der Philosophischen Fakultät. Die Behauptung, dass Katholizismus und voraussetzungslose Wissenschaft miteinander unvereinbar seien, entwickelte sich zu einem der Hauptargumente der nicht-konfessionellen gegenüber den katholischen Korporationen.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 42

Einen weitaus wichtigeren Grund für den akademischen Kulturkampf bildete jedoch die Tatsache, dass die katholischen Studentenverbindungen teilweise wie ihre nichtkonfessionellen Kommilitonen „Couleur" trugen (i.d.R. ein dreifarbiges Verbindungszeichen auf der Kleidung und den Gebrauchsgegenständen, die ihren Besitzer als Mitglied der jeweiligen Korporation identifizierten), jedoch keine Mensuren ausfochten und somit auch keine Satisfaktion (lat. „Genugtuung") gaben, obwohl nach überliefertem Brauch „Couleur" für Satisfaktionsbereitschaft stand. Aufgrund einer päpstlichen Konzilskongegration vom 9. August 1890 war es den katholischen Korporationen verboten, untereinander oder mit anderen Verbindungen Mensuren auszufechten. Aus nationalistischer Perspektive konnten diese Korporationen ihre Mannhaftigkeit und vaterländische Zuverlässigkeit somit nicht unter Beweis stellen, während die nichtkatholischen Verbindungen, dem damals herrschenden Mannhaftigkeitsideal nacheifernd, ihre Männlichkeit bei der Mensur auf dem Paukboden demonstrierten. Dementsprechend galten die katholischen Verbindungen als unmännlich und sogar „weibisch".

Die fehlende Satisfaktionsfähigkeit der katholischen Verbindungen stellte die grundlegende Problematik des akademischen Kulturkampfes dar, da Satisfaktionsbereitschaft und akademische Standes-‚Ehre' eng aufeinander bezogen waren. ‚Ehre' schloss als Ausdruck der wechselseitigen Achtung der gehobenen Gesellschaftskreise untereinander die Vorstellung einer „satisfaktionsfähigen Gesellschaft" ein. Gemeint war damit, dass sich die männlichen Angehörigen der wilhelminischen Oberschicht, d.h. der Adel, der Offiziersstand, Akademiker und deren Nachwuchs sowie das vermögende Besitzbürgertum, nach unten abgrenzend gegenseitig für ‚satisfaktionsfähig' erklärten. Als Ausdruck ihres exklusiven Status bei ‚Ehrenkränkungen', z.B. Beleidigungen, gaben sie sich wechselseitig Genugtuung, indem sie zur Wiederherstellung der gekränkten Mannesehre ein nach festen Regeln ablaufendes Duell ausfochten. Als ein Forum der Selbstjustiz war die Duellkultur ein Privileg der gehobenen Schichten, und zwar zunächst nur des Adels, bevor im Laufe der Zeit schließlich auch Bürgerliche das Duell für sich beanspruchten.[13] Demonstriert wurde jedoch stets eine exklusive Mannhaftigkeit und ein wehrhafter vaterländischer Eliteanspruch.

Die zunehmende Radikalisierung der vorhandenen anti-katholischen Tendenzen im studentischen Milieu des Deutschen Reiches vollzog sich zudem vor einem parlamentarischen Hintergrund, in dem die katholische Zentrumspartei eine entscheidende Position inne hatte. Nachdem das Zentrum bereits in der Zeit des Kulturkampfes von 1872 bis 1885 eine oppositionelle Außenseiterrolle gespielt hatte und vor allem von den Nationalliberalen angefeindet worden war, geriet die Partei ab 1904 zunehmend in die Rolle der Opposition, die wiederholt die ehrgeizige Kolonialpolitik der deutschen Reichsleitung kritisierte. Im Fokus der Kritik stand der mit enormer Brutalität geführte Kolonialkrieg gegen die aufständischen Einheimischen der deutschen Kolonien in Afrika, vor allem in Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika. Trotz eines umfangreichen militärischen Aufgebots hatten ihn die deutschen Schutztruppen selbst bis ins Jahr 1906 noch nicht zu ihren Gunsten beenden können. In Bezug auf die Kolonialpolitik erwies sich die Zentrumspartei als wahrer ‚Bremsklotz', da sie bereits seit einigen Jahren über die parlamentarische Schlüsselstellung verfügte und in dieser Position als

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 43

Mehrheitsbeschaffer im Parteienspektrum fungierte. Ihre Interventionen besaßen folglich Gewicht, war doch der Reichstag ohne ihre Einwilligung nicht beschlussfähig.
Als die Reichsleitung den Reichstag im August 1906 mit der Forderung eines exorbitanten Nachtragsetats konfrontierte, um den bis dahin erfolglos geführten Kolonialkrieg erfolgreich beenden zu können, widersetzten sich sowohl das Zentrum als auch die Sozialdemokraten, die der Kolonialpolitik ebenfalls äußerst kritisch gegenüberstanden. Die Neubesetzung des von Bernhard Dernburg geleiteten Kolonialamtes, dessen Mitarbeiter zeitweise unter dem Verdacht der Korruption standen, wäre ein vager Kompromiss gewesen. Als eine Neubesetzung jedoch ausblieb, lehnten die Zentrumspartei und die SPD im Dezember 1906 einen Nachtragsetat endgültig ab. Ihre Entscheidung erzürnte die Propagandisten der deutschen Kolonialpolitik, allen voran die Nationalliberalen. Nach einigen erbitterten Wortgefechten zwischen den Beteiligten im Reichstag zweifelte niemand mehr daran, dass man in dieser Konstellation nie wieder würde beschlussfähig sein können. Reichskanzler von Bülow fällte daher ein ebenso notwendiges wie drastisches Urteil: Er löste den Reichstag auf.
Die Neuwahlen wurden für den 25. Januar 1907 angesetzt. Dementsprechend begann unmittelbar nach der Auflösung des Reichstags am 13. Dezember 1906 ein heftiger Wahlkampf, in dem insbesondere die Nationalliberalen gegen das vermeintlich ‚anti-nationale' Zentrum hetzten, das nun mit vereinten Kräften endgültig um seine parlamentarische Schlüsselstellung gebracht werden sollte. Die Parolen der Nationalliberalen bei dieser so genannten „Hottentotten-Wahl"[14] waren jedoch nicht von Erfolg gekrönt: Dem Zentrum blieb seine Wählerschaft treu, lediglich die Sozialdemokraten erreichten nicht den von ihnen gewünschten Wahlerfolg.

Im Frühjahr 1904 hatte die deutsche Außenpolitik zudem ernste Niederlagen zu verkraften. Dazu zählte indirekt das am 8. April 1904 abgeschlossene Kolonialabkommen zwischen den zuvor imperialen Gegnern Frankreich und Großbritannien, die so genannten „Entente cordiale". Beide Großmächte hatten untereinander lange Zeit heftige Konflikte um ihre Herrschaftsansprüche in Ägypten und Marokko ausgefochten und diese nun durch die „Entente" beigelegt. Der Pakt vereitelte jedoch einen deutschen Zugriff auf die geplante Kolonisierung Marokkos und verstärkte die nationalen Einkreisungsängste der Reichsleitung, die sich diplomatisch an den Rand gedrängt und im europäischen Mächte-System isoliert fühlte.[15] Trotz der vehementen Forderung radikaler Nationalisten, das Deutsche Reich möge den deutschen Expansionsansprüchen mit einer militärischen Machtdemonstration Nachdruck verleihen, verzichtete die Reichsleitung nicht zuletzt aufgrund einer persönlichen Intervention Wilhelms II. auf derart radikale Aktionen.[16] Die defensive Haltung der deutschen Reichsleitung wurde jedoch insbesondere aus nationalistischer Warte als Abhängigkeit von der ‚allmächtigen' Zentrumspartei, der verhassten „katholischen Nebenregierung", interpretiert. Vor diesem ebenfalls antikatholischen parlamentarischen Hintergrund entzündete und vollzog sich der Kampf um die Daseins- und Gleichberechtigung der katholischen Studentenverbindungen.

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts gaben in der traditionsreichen Universitätsstadt Jena die ansässigen schlagenden Burschenschaften und Corps den Ton an; Verbindungen, die Mensur und Duell aus religiöser oder andersartiger Überzeugung ablehnten, existierten in Jena nicht. Dies änderte sich mit der Gründung der katholischen Korpora-

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 44

tion „Sugambria“ am 30. Mai 1902. Seit 1903 war die „Sugambria“ farbentragend. Obgleich sie von den universitären Behörden wohlwollend akzeptiert wurde, erwiesen sich die bis dato in Jena beheimateten Burschenschaften und Corps stets als Gegner der jungen katholischen Verbindung. Als einzige zwar nicht-schlagende, aber „Couleur” tragende Jenaer Korporation sah sich die „Sugambria“ alsbald Hohn und Spott ausgesetzt, der sich in den folgenden Monaten zu planmäßigem Terror steigerte.[17] Am 17. Februar 1904 starteten die schlagenden Verbindungen eine Großaktion gegen die katholische Korporation, bei der die teilnehmenden Studenten nicht nur die Gebräuche der katholischen Kirche verunglimpften, sondern auch das Verkehrslokal der „Sugambria“ demolierten. Die Provokation kam aus ihrer Perspektive jedoch eindeutig von Seiten der „Sugambria“: Als „ultramontane”[18] Verbindung drohte sie durch das Tragen der „Couleur” symbolische Traditionen zu entwerten, welche die „Couleur” und Satisfaktionsbereitschaft unauslöschlich miteinander verkoppelt hatten.
Obgleich die „Sugambria“ bei den universitären Behörden Anzeige erstattete und die Hauptschuldigen für die Krawalle zur Verantwortung gezogen wurden, folgte am 29. Februar auf einer Versammlung der schlagenden Verbindungen eine Resolution, die von der Universität Jena entweder die Auflösung oder aber zumindest ein Farbenverbot für die „Sugambria“ forderte. Andernfalls drohten die versammelten Studenten mit einem Wechsel des Hochschulorts. Auf der Versammlung waren zudem Gäste von außerhalb zugegen, unter ihnen der ehemalige Jesuit Paul Graf von Hoensbroech, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits als ein leidenschaftlicher Gegner des so genannten „Ultramontanismus” hervorgetan hatte. Der juristische Beirat der Universität fühlte sich zunehmend unter Druck gesetzt. Um weitere Konfrontationen zu vermeiden, verhängte man am 12. März ein Farbenverbot gegen die „Sugambria“.[19] Die universitären Behörden hatten sich somit um des Friedens Willen auf die Seite der schlagenden Verbindungen gestellt.

Von Jena aus griff die aggressive Abwehrhaltung gegenüber den katholischen Korporationen weiter um sich. Insbesondere die seit ca. 1900 parallel zu den Universitäten entstandenen Technischen Hochschulen bildeten hierfür einen geeigneten Nährboden. Die Statusunsicherheit als Neulinge unter den alteingesessenen Hochschulen begünstigte ein Klima der demonstrativen Zurschaustellung akademischer Ehrhaftigkeit und Überlegenheit in der Befürchtung, von den traditionellen Universitäten nicht akzeptiert zu werden. Dort war man den Katholiken generell eher feindselig als freundlich gesinnt, und die Behörden der neugegründeten Hochschulen waren noch recht unsicher im Umgang mit den Studenten, die im Laufe des akademischen Kulturkampfes weder vor Streiks und Demonstrationen noch vor gewaltsamen Konfrontationen zurückschreckten. So hatte sich an den deutschen Hochschulen in Österreich bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Situation zwischen den farbentragenden katholischen und den schlagenden Verbindungen zunehmend verschärft, da letztere die „Couleur” der Katholiken - wie wenige Jahre später die Jenaer Korporationen - zunehmend als Provokation empfanden. Ab 1903 brach an den dortigen Hochschulen der Konflikt offen aus.

Im Deutschen Reich setzte sich der neue Kulturkampf an der Technischen Hochschule in Hannover und von dort aus an den Hochschulen in Aachen, Charlottenburg, Darmstadt, Karlsruhe u.a. fort. Insbesondere

das protestantisch geprägte Hannover entwickelte sich zu einem der wichtigsten Schauplätze des Konflikts. Dort forderten schlagende Korporationen im Juli 1904 die Auflösung der bestehenden katholischen Verbindungen sowie ein Verbot von Neugründungen. Die unmittelbar betroffenen katholischen Verbindungen protestierten selbstverständlich gegen derartige Angriffe. Doch während die Rektoren und Senate der Hochschulen in Aachen und Karlsruhe eine derartige Forderung sowie jede weitere Diskussion ablehnten, stießen die schlagenden Verbindungen in Hannover auf Resonanz. Hier kam der Rektor, Geheimrat Prof. Dr. Karl Georg Barkhausen, den Verbindungen sogar entgegen, indem er ihnen in Aussicht stellte, das Thema gemeinsam mit den anderen Technischen Hochschulen zu erörtern - obgleich man in Aachen bereits ein Urteil zugunsten der katholischen Korporationen gefällt hatte. Festzuhalten ist, dass der Kulturkampf wiederum durch das Entgegenkommen einer akademischen Behörde fortgesetzt werden konnte.

Das preußische Kultusministerium war über die Bewegung an den Hochschulen nicht informiert. Dies änderte sich erst infolge der so genannten „Innsbrucker Depesche"; sie gab den Impuls dafür, dass die staatlichen Behörden sich nicht mehr länger zurückhielten.[20]

In Innsbruck war es am 3. und 4. November 1904 nach der Eröffnung einer italienischen Fakultät an der dortigen Hochschule zu heftigen Unruhen gekommen. Alldeutsch[21] bzw. völkisch motivierte Verbindungen und andere Gegner der italienischen Studenten demonstrierten gegen die Gründung der ausländischen Fakultät und gerieten dabei mit den Italienern aneinander. Diese hatten sich jedoch zu ihrer eigenen Sicherheit mit Schusswaffen ausgerüstet, um sich im Falle eines Übergriffs wehren zu können. Fallende Schüsse ließen die Situation eskalieren. Erst das herbeieilende Militär konnte die Innsbrucker Unruhen beenden; die traurige Bilanz waren ein Toter sowie die völlige Demolierung der neuen Fakultät. Auch die katholische Vereinsdruckerei war der Zerstörungswut der aufgebrachten Menge zum Opfer gefallen.
Doch während die Unruhen von Innsbruck die Regierungen Österreichs und insbesondere Italiens schockierten, stießen sie bei der Studentenschaft anderer Hochschulen auf großen Beifall. Wohlwollende Telegramme trafen in den folgenden Tagen u.a. aus Graz und Wien, aber auch aus Hannover ein. Das Hannoveraner Telegramm rief als „Innsbrucker Depesche" die Entrüstung der beiden betroffenen Regierungen hervor. An erster Stelle reagierte die österreichische Regierung verärgert auf die Einmischung der deutschen Studenten in ihre politischen Interna.
Der deutschen Reichsleitung war die „Innsbrucker Depesche" überaus unangenehm; unabsehbare diplomatische Konsequenzen waren zu befürchten. Diese erwiesen sich zwar letztlich als unerheblich, aber eine unmittelbare Folge hatte die ganze Affäre dennoch: Sie rief das Kultusministerium auf den Plan.
Die Ermittlungen, die die Depesche provoziert hatte, konfrontierten die Behörde erstmals mit dem akademischen Kulturkampf. Ein Urteil wurde jedoch schnell gefällt: Obwohl auch dem Kultusministerium die katholischen Verbindungen als vermeintlicher Nachwuchs der Zentrumspartei ein Dorn im Auge waren, kam man schnell überein, dass in diesem Fall nicht die Sympathie, sondern ausschließlich die Rechtsgrundlage relevant sei. Die katholischen Korporationen hatten sich nichts zu Schulden kommen lassen - folglich konnte man ihnen auch nicht ihr Existenzrecht aberkennen.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 46

Die anti-katholischen Aktionen an den Hochschulen mussten daher schnellstens beendet werden; jedes weitere organisierte Vorgehen gegen die katholischen Verbindungen sollte künftig von den zuständigen Senaten unterbunden werden. Dementsprechend teilte Geheimrat Barkhausen dem Studentenausschuss der Hannoveraner Hochschule am 1. Dezember 1904 mit, dass der Antrag auf Auflösung der katholischen Verbindungen in Hannover vom Senat offiziell abgelehnt worden war. Weiterhin legte er sowohl dem Ausschuss als auch den katholischen Verbindungen am 5. Dezember eine Erklärung vor, die besagte, dass keinerlei Außenstehende zur Klärung weiterer, insbesondere den akademischen Kulturkampf betreffende Fragen herangezogen werden sollten; eine Zuwiderhandlung gegen dieses Verbot würde als Verstoß gegen die Disziplinargrundsätze der Hochschule gewertet.[22]
Die Erklärung wurde von beiden Parteien zur Kenntnis genommen und unterzeichnet.
Am 13. Januar 1905 informierte der Ausschuss der Technischen Hochschule in Hannover die versammelte Studentenschaft über die Ereignisse der vergangenen Wochen und berichtete, der Rektor und der Senat hätten dem Ausschuss unter Androhung von Strafen jegliche gemeinsame Erörterung hochschulpolitischer Angelegenheiten mit anderen Hochschulen verboten. Dass es sich hierbei um die erwähnte Erklärung vom 5. Dezember 1904 handelte, die sich zudem auf einen konkreten Fall, nämlich auf die Auflösung der katholischen Korporationen, bezog, fiel in der Berichterstattung buchstäblich unter den Tisch. So mussten die nicht eingeweihten Studenten davon ausgehen, der Rektor und der Senat würden die freie Betätigung des Ausschusses und somit die akademische Freiheit grob unterdrücken. In einer einstimmigen Resolution wurde die Rücknahme des vermeintlich generellen Verbots gefordert; andernfalls müsse man die Selbstauflösung des Studentenausschusses in Erwägung ziehen, da ein Ausschuss ohne freie Betätigungsmöglichkeiten zwecklos sei.[23] Geheimrat Barkhausen bemühte sich zwar nach besten Kräften um eine Richtigstellung und eine Entkräftung der gegen ihn vorgebrachten Vorwürfe, aber auch eine persönliche Unterredung mit den Ausschussleitern am 21. Januar 1905 konnte die Situation nicht mehr entschärfen. Vielmehr führten die Verhandlungen, bei denen u.a. auch der Berliner Universitätsrichter Geheimrat Dr. Paul Daude zugegen war, zu einer heftigen Kontroverse um den Begriff der akademischen Freiheit. So betonte Daude, dass eine akademische Freiheit in der vom Ausschuss geforderten Form, die die Unterdrückung einer Minderheit an den Hochschulen beinhalten würde, für das Kultusministerium nicht existiere. In den Augen der Studenten entpuppte sich die Behörde damit als ‚Liebesdiener' der katholischen Zentrumspartei und zudem als Gegner der akademischen Freiheit. Die Verhandlungen führten dementsprechend zu keinem positiven Ergebnis; noch am selben Tag löste Rektor Barkhausen den Ausschuss selbst auf.[24]
So trat der akademische Kulturkampf in die Phase des so genannten „Hochschulstreits" ein. Die Aggression der empörten schlagenden Verbindungen richtete sich nunmehr nicht nur gegen ihre katholischen Kommilitonen, sondern auch gegen das „zentrumsabhängige" Kultusministerium, das sich in die Interna der deutschen Hochschulen einmischte sowie gegen die Senate als seine ausführenden Organe. Der Eingriff des Ministeriums stellte in den Augen der Mehrheit der Korporations-Studentenschaft eine eindeutige Missachtung der akademischen (Handlungs-) Freiheit dar und konnte als solche nicht stillschweigend hingenommen werden. Auf einer Akademikerversamm-

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 47

lung am 1. Februar 1905, bei der neben einer Großzahl schlagender Studenten auch Mitglieder katholischer Verbindungen anwesend waren, sagte man den Behörden den Kampf an![25]

Eine detaillierte Schilderung des Weiteren Verlaufs kann an dieser Stelle nicht geliefert werden. Festzuhalten ist jedoch, dass der Ausgang dieses Kampfes nach den Beschlüssen des preußischen Kultusministeriums bereits vorherzusehen war: Zwar hatten die schlagenden Korporationen weiterhin das Verbot der katholischen Verbindungen als Ziel vor Augen - die Umsetzung ihrer Pläne scheiterte jedoch an den Disziplinarstrafen der handlungsbereiten Senate. Nur die radikalsten Wortführer waren im Laufe der Zeit noch dazu bereit, für den Kampf gegen die katholischen Korporationen einen zwangsweisen Ausschluss von der Hochschule, die sog. „Relegation", zu riskieren. Dennoch eskalierte der Konflikt in den folgenden Monaten in unregelmäßigen Abständen immer wieder aufs Neue; es kam zu kurzfristigen Auflösungen von Studentenausschüssen und zu Generalstreiks. Zwar entspannte sich infolge der so genannten „Göttinger Eingabe" vom 7. April 1905, in der der Göttinger Senat gegenüber dem Kultusministerium für das akademische Selbstbestimmungsrecht plädierte, das Verhältnis der Verbindungen zu den akademischen Behörden und dem Ministerium.[26] Der akademische Kulturkampf wurde jedoch unter dem Vorsitz des auf dem Eisenacher Studententag (11. bis 13. März 1905) gegründeten Verbandes Deutscher Hochschulen (VDH) weiterhin forciert. Dieser sah sich jedoch bereits am 1. April 1908 dazu gezwungen, seine Auflösung bekannt zu geben, weil zu viele seiner Mitglieder die Aussichtslosigkeit des akademischen Kulturkampfes erkannt hatten. Mit der Selbstauflösung des zuletzt hochverschuldeten Hochschulverbandes fand der Konflikt schließlich ein Ende.
Obgleich an manchen Hochschulorten antikatholische Ressentiments noch über längere Zeit spürbar blieben, lässt sich feststellen, dass die katholischen Verbindungen den akademischen Kulturkampf im Frühjahr 1908 nahezu unbeschadet überstanden hatten.

1 Tägliche Rundschau. Unabhängige Zeitung für nationale Politik mit Unterhaltungsbeilage für die Gebildeten aller Stände, Jg. 25, Nr. 88, 21. 02. 1905.
2 Germania. Zeitung für das deutsche Volk und Handelsblatt, Jg. 25, Nr. 239, 18. 10. 1905.
3 Tägliche Rundschau, Jg. 25, Nr. 181, 16. 04. 1905.
4 Ebd., Jg. 25, Nr. 112, 07. 03. 1905.
5 Germania, Jg. 25, Nr. 45, 26. 02. 1905.
6 Peter Stitz: Der akademische Kulturkampf um die Daseinsberechtigung der katholischen Studentenkorporationen in Deutschland und in Österreich von 1903 bis 1908. Ein Beitrag zur Geschichte des CV (=Der weiße Turm; 3), München 1960.
7 Sabrina Lausen: Die Canossa-Rezeption zur Zeit des „kleinen" Kulturkampfes. In: Christoph Stiegemann [Hg.]: Canossa 1077 - Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik (eine Ausstellung im Museum in der Kaiserpfalz, im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und in der Städtischen Galerie am Abdinghof zu Paderborn vom 21. Juli - 5. November 2006), Bd. 2; Katalog, München 2006, S. 515 - 518.
8 Wilfried Loth: Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschlands (=Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien; 75), Düsseldorf 1984, zugl. Saarbrücken, Univ., Habil.-Schr., 1983.
9 Christopher Dowe: Auch Bildungsbürger. Katholische Studierende und Akademiker im Kaiserreich (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 171), Göttingen 2006.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 48

10 Martin Biastoch: Tübinger Studenten im Kaiserreich. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung (=Contubernium; 44), Sigmaringen 1996, zugl. Tübingen, Univ., Diss., 1994.
11 Straßburg befand sich nach Ende des deutsch-französischen Krieges und der Gründung des Deutschen Reiches 1871 auf deutschem Gebiet. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Stadt 1919 gemäß dem Versailler Vertrag Frankreich zugeschlagen.
12 Vgl. Stitz 1960, S. 19.
13 Ob es sich bei dieser Entwicklung um eine Verbürgerlichung des Duells (Frevert, 1991) oder eher um eine Feudalisierung des Bürgertums (McAleer, 1994) handelte, wurde von der Forschung diskutiert. Anzunehmen ist jedoch eher eine Verbürgerlichung des Duells (Klenke, 1995). Vgl. Ute Frevert: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991; Kevin McAleer: Dueling. The cult of honor in fin-de-siècle Germany, New Jersey 1994; Dietmar Klenke: War der "deutsche Mann" im 19. Jahrhundert 'bürgerlich' oder 'feudal'? Anmerkungen zu einer Kontroverse über Duell, Mannesehre und deutschen Sonderweg. In: Werkstatt Geschichte 12 (1995), S. 56 - 64.
14 Benannt nach einem zeitgenössischen verächtlichen Begriff für alle aufständischen Einheimischen in den Kolonien, da der Reichstag aufgrund einer kolonialpolitischen Debatte aufgelöst worden war.
15 Martin Mayer: Geheime Diplomatie und öffentliche Meinung. Die Parlamente in Frankreich, Deutschland und Großbritannien und die erste Marokkokrise 1904 - 1906 (=Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien; 133), Düsseldorf 2002, zugl. Mainz, Univ., Diss., 2000, S. 122.
16 Ebd., S. 116.
17 Vgl. Stitz 1960, S. 14ff.
18 Liberaler Kampfbegriff aus der Zeit des Kulturkampfes; dem politischen Katholizismus wird unterstellt, ausschließlich den von „ultra montes" (lat. „jenseits der Berge") stammenden Weisungen des Vatikans bzw. des Papstes Folge zu leisten.
19 Das Farbenverbot wurde erst 1918 vom Jenaer Senat ohne weitere Begründung aufgehoben.
20 Vgl. Stitz 1960, S. 31ff.
21 Bei der Alldeutschen Bewegung, begründet 1901 von Georg Ritter von Schönerer, handelte es sich um eine radikal nationalistische Gruppierung, deren Ausrichtung vor allen Dingen antisemitisch, antisozialistisch und antidemokratisch war. Ihre Aversion richtete sich jedoch auch gegen das Christentum.
22 Vgl. Stitz 1960, S. 35.
23 Ebd., S. 36.
24 Ebd., S. 38.
25 Vgl. Tägliche Rundschau, Jg. 25, Nr. 56, 02.02. 1905, 1. Beilage.
26 Stitz 1960, S. 73.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 49

Ulrike Claßen

Akademiker und Judenhass?
Studentischer Antisemitismus im Kaiserreich

Bildung und Antisemitismus

Universitäre Bildung befähigt den Menschen zu verantwortungsbewusstem Handeln, sollte man eigentlich meinen. Doch in der Geschichte hat sich immer wieder gezeigt, dass auch die so genannte „Bildungselite" Vorurteile nicht hinterfragt, sondern teilweise sogar unterstützt hat. So kommt auch der Historiker Norbert Kampe in seiner Untersuchung zum Antisemitismus im Kaiserreich zu dem Schluss, dass „bereits vor der Jahrhundertwende zumindest mit der Studenten- und Jungakademikerschaft eine akademische Trägerschicht des modernen politischen und weltanschaulichen Antisemitismus entstanden war"[1]. Politikwissenschaftler Armin Pfahl-Traughber geht sogar noch weiter und stellt folgende These auf: „Entgegen der Auffassung, formal hohe Bildung immunisiere vor Vorurteilen gegen Minderheiten, gehörten im Wilhelminischen Kaiserreich wie in der Weimarer Republik gerade die akademisch Gebildeten zu den antisemitischen Aktivisten."[2] Doch warum fand die antisemitische Propaganda gerade in der gebildeten Schicht der jungen Akademiker so viele Anhänger, Befürworter und Dulder?

Beginn erster antisemitischer Handlungen, Ausschreitungen und Äußerungen

Als eine erste Etappe des studentischen Antisemitismus wird die „Antisemitismuspetition" aus dem Sommer 1880 gesehen, bei der Studenten mit etwa 19 Prozent wahrscheinlich die größte Untergruppe der Unterzeichner bildeten.[3] In ihr werden als zentrale Punkte die Verhinderung oder Einschränkung der Einwanderung ausländischer Juden, Ausschluss der Juden von allen obrigkeitlichen Stellen, die ausschließliche Verwendung christlicher Lehrer und die Wiederaufnahme der amtlichen Judenstatistik gefordert. Und doch lassen sich in dieser Petition keine Hinweise auf spezielle studentische Probleme oder Wünsche erkennen; von einem eigenen charakteristischen studentischen Antisemitismus kann hier also noch nicht gesprochen werden.[4] Zur Unterstützung der Petition war die so genannte „Kyffhäuserbewegung" entstanden, aus der sich nach Abgabe der Petition im Wintersemester 1880/81 an verschiedenen Universitäten „Vereine Deutscher Studenten" (VDSt) entwickelten.[5] „The hundreds of students who joined the VDSt at Berlin, Leipzig, Halle and Breslau in the spring of 1881 were motivated by a confusing blend of monarchical nationalism, political anti-Semitism, and positive Christianity"[6], beschreibt der amerikanische Historiker Konrad H. Jarausch die Zielsetzung der neu gegründeten Vereine. Um sein Ziel, die Ausgrenzung jüdischer Studenten und Akademiker, aus dem universitären Leben zu erreichen, brauchte der VDSt alle nur möglichen Bündnispartner und stilisierte die „Notwendigkeit" zur Ausschließung jüdischer Studentenvertreter zur nationalen Aufgabe hoch.[7]
Die Aktionen des VDSt fielen ausgerechnet in eine Zeit, in der viele Studenten aufgrund der schlechten Arbeitssituation für Akademiker ihre Zukunft bedroht sahen.[8] Erste Hinweise, warum die Studenten sich ausgerechnet durch Juden bedroht fühlten[9], kann man an der Verteilung der einzelnen Glaubensgruppen an den deutschen Univer-

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 50

sitäten erkennen. Im Jahr 1886 waren beispielsweise 1.134, also neun Prozent aller inländischen preußischen Studenten jüdischen Glaubens. Vergleicht man diese Zahl mit dem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung, so waren die jüdischen Studenten 7,5-fach überrepräsentiert.[10] Da für jüdische Akademiker eine Beamtenkarriere trotz formaler Gleichberechtigung mit allen anderen Bürgern fast unmöglich war, entschied sich die Mehrzahl für Studiengänge, mit denen man die Selbständigkeit anstreben konnte, z.B. Jura oder Medizin.[11] Wie Kampe feststellt, konzentrierten sich jüdische Studenten besonders auf einige wenige Universitäten - nämlich Berlin, Leipzig und Breslau - und dort besonders auf die jeweilige Medizinische Fakultät, was sie als Gruppe deutlich sichtbar machte.[12]

Neben einem Gefühl der überfüllten Universität[13] kam für die Studenten eine Krise auf dem akademischen Arbeitsmarkt hinzu. In der öffentlichen Debatte wurden die Schuldigen schnell gefunden: Bisher nicht studierende Schichten, die nun ihre Söhne - Töchter kamen erst im 20. Jahrhundert hinzu - auf die Universitäten schickten.[14] „Die derart als Verursacher der Krise stigmatisierten Studenten und Akademiker kleinbürgerlicher Herkunft suchten die gegen sie gerichtete Aggression auf ‚noch Unwürdigere', nämlich auf die jüdischen Aufsteiger abzuleiten."[15] Dieser von Kampe beschriebene Prozess setzte in einer Zeit ein, in der „die Juden" von antisemitischen Agitatoren als Verursacher aller gegenwärtigen Probleme[16] ausgemacht wurden. Rückendeckung erhielten sie durch den so genannten „Berliner Antisemitismusstreit", der sich 1879 u.a. zwischen den Historikern Heinrich von Treitschke und Theodor Mommsen entspann. Treitschke goss Öl ins antisemitische Feuer, indem er unter heftigem Widerspruch Mommsens plakativ konstatierte: „Die Juden sind unser Unglück." Damit war antisemitisches Gedankengut in akademischen Kreisen salonfähig geworden.

Antisemitismus in Burschenschaften und Korporationen

Wenn auch die Mitglieder der VDSt von Beginn an von einer antisemitischen Einstellung geprägt waren, dauerte es doch etwa zehn bis fünfzehn Jahre, bis sich diese Haltung auch in den traditionellen Burschenschaften und Korporationen durchsetzen konnte. So ist etwa aus dem Jahr der „Antisemitismuspetition" 1881 überliefert, dass beim Tod des jüdischen Ordinarius Leopold Pfeiffer in Tübingen „alle studentischen Korporationen ein Ehrengeleit"[17] bildeten. Zu dieser Zeit scheint der Antisemitismus noch nicht in die Korporationen eingedrungen oder zumindest örtlich begrenzt gewesen zu sein.
Doch mit dem Aufkommen des neuen Antisemitismus änderte sich auch das Verhalten der Korporationsverbände gegenüber jüdischen Mitgliedern. Bereits zuvor hatten einzelne Verbindungen und Vereine aufgrund ihrer Satzung oder informeller Übereinkunft keine jüdischen Mitglieder aufgenommen. Nun weitete sich diese Handlungsweise auf fast alle Korporationen aus. [18]

Diese Entwicklung fand um 1895 ihren Höhepunkt. Wurden anfangs teilweise noch Söhne jüdischer „Alter Herren" in die Burschenschaften aufgenommen, wurde es später immer schwerer gleichberechtigtes Mitglied zu werden.[19] Sogar die jüdischen „Alten Herren" waren nun davon betroffen; das Prinzip der lebenslangen Treue schloss sie plötzlich nicht mehr mit ein und sie wurden teilweise aufgefordert ihr Band zurückzuschicken.[20]

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 51

Reaktionen der jüdischen Seite

Als Reaktion auf die gesellschaftliche Entwicklung engagierten sich jüdische Studenten stattdessen vermehrt in Freien Wissenschaftlichen Vereinigungen, paritätischen Verbindungen und neutralen fachwissenschaftlichen Vereinen. Im Jahre 1884 kam es schließlich in Würzburg zur Gründung der ersten eigenen jüdischen Verbindung: der „Salia Würzburg". Doch die dort versammelten Studenten wollten sich nicht von ihren christlichen Kommilitonen abgrenzen. In der Chronik wird betont, dass sich durch Zufälle und Umstände nur jüdische Mitglieder zusammengefunden hätten. Wie stark die Bereitschaft der jüdischen Mitglieder zur Assimilation war, zeigt auch die jährlich durchgeführte „Weihnachtskneipe", bei der natürlich auch ein Christbaum aufgestellt wurde.[21]

Doch gab es auch jüdische Verbindungen, mit dem bewussten Ziel, das Judentum ihrer Angehörigen auch nach außen hin offensiv zu vertreten und zu verteidigen. Am Beispiel der Denkschrift zur Gründung der „Viadrina", 1886 in Breslau ins Leben gerufen, lässt sich sehr überzeugend zeigen, wie die jüdische Minderheit ihre eigene Situation sah. „Daß aber wirklich durch jene fanatischen Lehren das ganze Volksleben vergiftet ist, daß Haß und Neid unsre Schritte verfolgen, daß wir Juden in weiten Kreisen der Bevölkerung verachtet, gehaßt, mindestens aber als Fremde und nicht als ebenbürtige Mitglieder betrachtet werden, darüber können wir uns keinem Zweifel hingeben; mit Schmerz aber sehen wir diese Gefühle gerade bei den gebildeten Ständen sich kundgeben."[22]

An diesen Zeilen ist zu erkennen, wie bewusst den jüdischen Studenten ihre Situation war. Sie scheinen bereits zu diesem Zeitpunkt die Hoffnung auf Gleichberechtigung aufgegeben zu haben und diagnostizieren stattdessen für sich selbst, als nicht ebenbürtig angesehen zu werden. Auffällig ist auch, dass sie gerade die gebildeten Stände als besonders antisemitisch hervorheben. So scheint es, als empfänden die jüdischen Studenten den „Radau-Antisemitismus" auf den Straßen, an dem sich die akademischen Führungsschichten in der Regel nicht beteiligten, und von dem sie sich manchmal bewusst distanzierten[23], nicht so erschreckend wie das Verhalten ihrer Kommilitonen. Denn wie aus der Erklärung hervorgeht, hatten sie Angst, dass von diesen die nächste Generation geprägt werde.[24] Die Befürchtung „nicht als ebenbürtige Mitglieder betrachtet" zu werden, deutet auf ein Klima der Demütigungen und Schmähungen hin, das in der Denkschrift der „Viadrina" später auch noch genauer beschrieben wird:
„Was des gesellschaftlichen Lebens Grundlage bildet und im Studentenleben eine so wichtige Rolle spielt, die Vereinigung mit Gleichgesinnten, der Anschluß an ein Ganzes, ist uns entweder völlig versagt oder wird uns in einer Form und unter Bedingungen geboten, die nicht für jeden Geschmack und jeden Charakter annehmbar sind."[25]

Laut Kampe ist die fehlende traditionelle Betätigung in studentischen Organisationen ein Grund, warum prozentual mehr jüdische Studenten ihr Studium in der Regelstudienzeit absolviert haben[26], wie sich anhand der Studenten, die die Regelstudienzeit überschritten haben, sehr leicht zeigen lässt. Über einen außerordentlichen Fleiß oder Ehrgeiz jüdischer Studenten - verglichen mit Studenten anderen Glaubens - kann man nur spekulieren. Sicher ist jedoch, dass neben der Ausgrenzung auch ökonomische Gründe, besonders bei jüdischen Studenten klein-

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 52

bürgerlicher Herkunft sowie ein starker Legitimationszwang eine wichtige Rolle gespielt haben.[27]

Dieser Ausgrenzung wollten die Mitglieder der neu gegründeten jüdischen Verbindung „Viadrina" nun bewusst und voller Stolz auf ihren Glauben entgegentreten:
„Dieser Verein wird schon durch sein bloßes Auftreten das fast erlöschende Bewusstsein wieder beleben, daß wir Juden sind, daß wir einem großen Ganzen von culturgeschichtlicher Bedeutung und historischer Berechtigung angehören, und daß diese Zugehörigkeit für die Gegner kein Gegenstand der Missachtung, für uns kein Grund der Beschämung sein kann. [...] Die Mitglieder eines solchen Vereins werden unsern Gegnern eine bessere Meinung vom Juden beibringen, indem sie ihre Abstammung offen und mutig bekennen."[28]

In diesen Formulierungen wird einerseits der Stolz der Gründungsmitglieder der „Viadrina" deutlich, andererseits merkt man aber auch, dass es sich dabei um keinen selbstverständlichen Stolz, kein selbstverständliches Wir-Gefühl handelt. Vielmehr entsteht fast schon der Eindruck einer bewusst angenommenen und fast trotzig nach außen gekehrten Identität, die aus Zorn und Trauer über die gegenwärtigen Verhältnisse entstanden ist. Diese Wut und die gleichzeitige Verzweifelung über die gegenwärtigen Zustände lassen sich auch im weiteren Verhalten der Verbindungsmitglieder erkennen. Wurde anfangs noch mit Erstaunen und Bewunderung auf die selbstbewussten jüdischen Korporierten geblickt, schwenkte die Meinung anderer Studenten bald ins Negative um. Vor allem, da Mitglieder der „Viadrina" deutlich nach dem Prinzip handelten, auf antisemitische Äußerungen mit Duellen zu reagieren. „Dahinter stand letztlich der Versuch, die Zubilligung der bestrittenen Gleichwertigkeit innerhalb der Verhaltensnormen des studentischen Traditionalismus zu erzwingen."[29] Die deswegen als „aggressiv" bezeichnete Verbindung wurde 1894 nach einer Streitigkeit vom Rektor der Breslauer Universität suspendiert.[30]

Nicht nur das Verhalten antisemitischer Studenten wurde in der Gründungsschrift der „Viadrina" kritisiert. Auch mit jüdischen Kommilitonen, die ihrer Meinung nach nicht selbstbewusst genug zur eigenen Identität standen, ging die junge Verbindung hart ins Gericht.
„Die geringe Anzahl von Vereinen - von den Fachvereinen abgesehen - nimmt allerdings Juden auf und zählt deren vielleicht eine große Zahl zu ihren Mitgliedern; aber hier ergiebt sich in Consequenz der ganzen ungesunden Verhältnisse eine Tatsache, die ebenso unleugbar, als beklagbar ist: die jüdischen Mitglieder wehren sich mit der Zeit selbst gegen den Eintritt ihrer Glaubensgenossen, um durch ein ‚Überwuchern des jüdischen Elements' ihren Verein nicht zu compromittiren."[31]

Es wird damit ein „Problem" beschrieben, das viele Verbindungen hatten, das aber auch andere universitäre Organisationen betraf, die weiterhin jüdische Mitglieder aufnahmen: Bedingt durch den Mangel an anderen Alternativen stieg ihre Beliebtheit plötzlich bei jüdischen Studenten so stark an, dass sie schließlich die Mehrheit der Mitglieder ausmachten. Dies wiederum ließ sowohl jüdische als auch andersgläubige Mitglieder befürchten, ihre Organisation könne nun als „jüdisch" erscheinen und verliere dadurch an Wert. Dies hatte zur Folge, dass christliche Mitglieder austraten oder ein Aufnahmestopp für jüdische Mitglieder eingeführt wurde.[32]

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 53

Auch wenn die Gründungsmitglieder der „Viadrina" viele Zeichen ihrer Zeit richtig gedeutet haben, in einer Beziehung lagen sie dennoch falsch. Ihre Prognose von 1886 „Der Antisemitismus scheint in den letzten Zügen zu liegen" hat sich bekanntermaßen nicht bewahrheitet. Stattdessen verschlechterte sich die Situation jüdischer Studenten kontinuierlich weiter, bis unter den Nationalsozialisten Menschen jüdischen Glaubens nicht nur der Besuch einer Universität untersagt wurde, sondern ihre Vernichtung politisches Ziel war.

1 Norbert Kampe: Studenten und „Judenfrage" im Deutschen Kaiserreich. Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 76), Göttingen 1998, S. 206.
2 Armin Pfahl-Traughber: Antisemitismus in der deutschen Geschichte (=Beiträge zur Politik- und Zeitgeschichte), Opladen 2002, S. 74-75.
3 Vgl. Kampe, S. 23.
4 Vgl. Kampe, S. 33.
5 Gründungen VDSt: Dezember 1880 Berlin; Februar 1881 Halle-Wittenberg, Leipzig und Breslau, März Göttingen; Mai TH Berlin-Charlottenburg; Juni Kiel und Greifswald (Vgl. Kampe S. 33).
6 Konrad H. Jarausch: Students, society and politics in imperial Germany, the rise of academic liberalism, Princeton 1982, S. 267.
7 Vgl. Kampe S. 127-128.
8 Vgl. beispielsweise Kampe, S. 99-107 oder Pfahl-Traughber, S. 74-77.
9 Damit soll die gefühlte Bedrohung keinesfalls gerechtfertigt werden, sondern nur versucht werden, die Ursachen für ihre Entstehung aufzuzeigen.
10 Zum Vergleich: Protestanten entsprachen mit dem 1,1fachen praktisch ihrem Bevölkerungsanteil, Katholiken waren mit dem 0,6fachen ihres Bevölkerungsanteils unterrepräsentiert. Zahlen nach Kampe, S. 78.
11 Vgl. dazu beispielsweise Kampe; Pfahl-Traughber: Antisemitismus in der deutschen Geschichte (=Beiträge zur Politik- und Zeitgeschichte), Opladen 2002, sowie Jarausch.
12 Vgl. Kampe, S. 80.
13 Vgl. Kampe, S. 101.
14 Vgl. ebd.
15 Kampe, S. 101.
16 So wurden beispielsweise auch die Gründerkrise oder der gesamte Kapitalismus als jüdische Machenschaften bezeichnet.
17 Martin Biastoch: Tübinger Studenten, Eine sozialgeschichtliche Untersuchung (=Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte; 44), Sigmaringen 1996.
18 Vgl. Thomas Schindler: Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen. 1880-1933. In: Historische Academia 27 (1988), S. 40-45.
19 Vgl. Schindler, S. 109.
20 Detlef Grieswelle: Antisemitismus in deutschen Studentenverbindungen des 19. Jahrhunderts. In: Otto Neuloh/Walter Rüegg [Hg.]: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert. Studien und Materialien (=Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert; 12), Göttingen 1975, S. 374.
21 Vgl. Schindler, S. 109.
22 Denkschrift verfasst zu der am 23. October 1886 erfolgten Gründung der „Viadrina", freien Verbindung. Ein Wort an unsere Glaubensgenossen!; zit. nach Schindler, S. 110-116.
23 Vgl. Pfahl-Traughber, S. 77.
24 Vgl. Schindler, S. 110-116.
25 Denkschrift verfasst zu der am 23. October 1886 erfolgten Gründung der „Viadrina", freien Verbindung. Ein Wort an unsere Glaubensgenossen!; zit. nach Schindler, S. 110-116.
26 Kampe, S. 97. In der juristischen Fakultät studierten 7,6 Prozent der Christen und 4,3 der Juden länger als sieben Semester; in der Medizinischen Fakultät 8,6 Prozent der Christen und 5,2 Prozent der Juden länger als zehn Semester, in der Philosophischen Fakultät 22,3 Prozent der Christen und 18 Prozent der Juden länger als neun Semester.
27 Vgl. Kampe, S. 98.
28 Denkschrift verfasst zu der am 23. October 1886 erfolgten Gründung der „Viadrina", freien Verbindung. Ein Wort an unsere Glaubensgenossen!; zit. nach Schindler, S. 110-116.
29 Kampe, S. 169.
30 Schindler, S.117. Erst 1901 kann sich die als Nachfolgeverbindung verstandene „Thuringia" auf der Breslauer Hochschule etablieren.
31 Denkschrift verfasst zu der am 23. October 1886 erfolgten Gründung der „Viadrina", freien Verbindung. Ein Wort an unsere Glaubensgenossen!; zit. nach Schindler, S. 110-116.
32 Vgl. Schindler, S. 109.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 54

René Kwee

Impressionen studentischen Lebens

Ein Essay

Von Kleidern, Bräuchen und der „Kneipe"

Verfolgt man die Geschichte europäischen Studentenlebens bis heute, scheint - trotz ruhigerer Phasen - eine ausgeprägte Neigung zur Individualität immer wieder einmal erkennbar zu werden: Schon im 15. Jahrhundert - also nur etwa dreihundert Jahre nach Gründung der ersten Universitäten in Europa - haben den Studenten in Deutschland Kleidung und Farben wohl als Identifikationsmerkmal gedient. So lehnten sie sich bereits damals - sie hießen noch „Magister" und „Scholaren"- gegen die damaligen Kleidervorschriften auf.[1] Die herkömmliche Kleidung der Universitätsdozenten, der Talar, in schwarz gehalten und mit einer Kapuze versehen, war vielen offenbar für die Studentenzeit zu farblos. Es zog sie mehr zu farbigen Kleidern, mit Federhut und Schnabelschuhen und anderen modischen Feinheiten, insbesondere, wenn letztere nicht unbedingt den ursprünglich eher klerikal gesehenen Stand der Studenten repräsentierten.

Trotz verschiedenster Kleiderordnungen deutscher Universitäten[2] setzte sich die Studentenschaft gegen solche Regelungen offenbar mit ihrem Hang zur eher bürgerlich orientierten Individualität durch. War die studentische Kleidung mal äußerst prachtvoll - natürlich auch abhängig von ökonomischen Möglichkeiten - mit Pluderhosen und einem enganliegenden Wams, Halskrause, schwarzen Lederschuhen, kurzem Mantel mit hochstehendem Kragen, einem Stoßdegen mit Korbgriff und einem Barett auf dem Kopf - zudem noch mit Bart und möglichst einer Feder in der Kopfbedeckung -, so kamen die Herren Studenten auch mal mit zerschnittener Kleidung daher, mit zu plumpen, schweren Stiefeln und den verschiedensten Kopfbedeckungen, wobei eine qualmende Pfeife und ein Stock nicht fehlen durften.

Die Bekleidung der Studenten scheint sich, kurz gesagt, bis zum 18. Jahrhundert eher zum Kuriosum entwickelt zu haben und das neben diversen Sitten und Gebräuchen, die sich - wie so häufig bei Genossenschaften oder Bünden - charakteristisch zu Ritualen ausgestalteten. Nicht nur die studentische Kleidung, sondern auch die Lebensweise wurde - in bewusster provokanter Abgrenzung zur ständischen Gesellschaft - immer farbenfroher und ausgefallener.

Zur selbst gewählten Unterscheidung der Studenten von der ständischen Gesellschaft gehörte beispielsweise das „ritualisierte" Trinken. Trinken bedeutete in diesem Zusammenhang also nicht mehr nur den bloßen Konsum von Getränken. Die gemeinsam genossenen, studentischen „Schoppen" erhielten die Weihen des notwendigen, formelhaften „Brauchs" im Rahmen der Gemeinschaft. Wie durchaus üblich bei ritualisierten Handlungen, entwickelten sich ganz eigene Gegenstände, die bei diesen Treffen Verwendung fanden: Der Student genoss zum Beispiel seinen Gerstensaft - Bier scheint das bevorzugte Getränk studentischer Gelage gewesen zu sein - aus manchmal kostspieligen und zum Teil außergewöhnlichen Gefäßen. Kostbare Trinkgefäße wurden für besondere Gäste und Situationen benutzt, aber auch Schüsseln, Hüte, Kannen und Stiefel kamen bei solchen Gelegenheiten zum Einsatz. Aus diesen Gelagen entwickelten sich schließlich sowohl „Kommerse" als auch die studentische „Kneipe".

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 55

Studentische Trink- und Gesellschaftsspiele

Auch das ein oder andere Trinkspiel erfreute sich großer Beliebtheit. Dazu gehörte das „Zutrinken": Das Gefäß musste in einem Zug geleert werden, wenn man dazu aufgefordert wurde. Auch „Brüderschaft" wurde gern getrunken. Im Jahre 1616 wurde von einem gewissen Blasius Multibius sogar der erste „Trink-Komment", ein Zech-Recht, veröffentlicht.[3] Das Trinken wurde immer mehr zu einem festen Bestandteil des studentischen Lebens und wurde entsprechend den Bedürfnissen und Vorstellungen der Studenten angepasst. Diese hielten fortan ihre Gelage in Form von „Kommersen"[4] ab. Die Kommersen unterstanden einem Präsidium, dem ein gewähltes Oberhaupt vorstand. Das Präsidium bestimmte sowohl den Verlauf als auch den Ausklang eines solchen Festes. Als Zeichen seiner Würde erhielt das Präsidium einen Schlüssel und einen „Hieber". Auf diesen Kommersen wurde gegessen, getrunken, geraucht und es wurden Lieder gesungen, meist auf Kosten dessen, der eingeladen hatte.

Neben den reinen Trinkspielen waren auch Gesellschaftsspiele sehr beliebt, so beispielsweise das Papstspiel. Man muss sich die Szene wohl etwa so vorstellen: Die Teilnehmer saßen um einen runden Tisch, auf dem sich ein Drehholzstück befand. Jeder Spieler, auf den das Holzstück zeigte, musste daraufhin sein Glas leeren. Mit jedem Treffer stieg der einzelne Spieler vom Philister durch alle Stufen des Militärs und des Adelsstandes bis zum Kaiser auf - erst danach (sic!) wurde er Student und über vier Kardinalswürden schließlich Papst. Derjenige, der es zu diesen Würden geschafft hatte, wurde mit seinem Stuhl auf den Tisch gestellt und mit einem Laken bedeckt. Nun wurden zwölf Strophen eines Liedes gesungen und bei jeder Strophe musste der Umhüllte je ein Glas Bier leeren und alle anderen Mitspieler bliesen den Rauch ihrer Pfeifen unter das Laken. Das Spiel endete meist mit einem Sieger am Rande der Bewusstlosigkeit. Abgesehen von dieser Art der Beschäftigung, mochten Studenten aber offenbar auch in ihrer Freizeit das geschriebene Wort, vornehmlich in Form eines Liedes. Diese so genannten „Studentenlieder" waren genauso verbreitet wie das Biertrinken und gehörten zu jedem Kommers. Doch auch zu anderen Gelegenheiten sang der Student seine Lieder, er sang um seine Liebste zu gewinnen, er sang bei Wanderungen, er sang, um öffentliche Unruhe zu stiften oder seine Freude zum Ausdruck zu bringen. Im Jahr 1781 erschienen die ersten Studentenlieder in gedruckter Form und auch das wohl bekannteste Lied „Gaudeamus Igitur" wurde in diesem Heft in seiner auch heute noch gebräuchlichen Form veröffentlicht.[5]

Bunte Bänder, Mützen und „Alte Herren"

Vom 18. /19. Jahrhundert an beeinflussten die Verbindungen und Burschenschaften das Erscheinungsbild des Studenten. Die studentische Kopfbedeckung war von besonderer Bedeutung. Sie war den Hüten oder Mützen anderer Stände oder landsmannschaftlicher Uniformen nachempfunden. Die ersten Abbildungen von Studentenmützen finden sich erstmals 1808 und waren wahrscheinlich französischen Ursprungs. Die so genannte „Nationalkokarde" war aus blauem Tuch mit rotem Rand und weißer Kante. 1820 kam dann die Mütze mit Schild auf und verbreitete sich unter den Studenten. Sie war in ihrer Form jedoch nicht einheitlich und wurde sowohl durch regionale Vorlieben, als auch durch die jeweils vorherrschende Mode

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 56

in Aussehen und Größe beeinflusst. Erhalten hat sich vor allem die „Cerevismütze". Sie findet sich auch in dem „Cerevis" (kleine runde Haube mit Eichen- oder Weinblättern bestickt) des „Chargenwichs" (Prunkgewand) und in dem gestickten „Prunktönnchen" (bestickte Haube ohne Wein- oder Eichenblätter), das heute von Inaktiven und „Alten Herren" getragen wird. Doch auch ausgefallenere Formen erfreuen sich noch heute großer Beliebtheit, wie die „Stechmütze", auch „Stürmer" genannt, oder das Barett mit Feder, welches ebenfalls gern zum Chargenwichs getragen wird. Der größte Unterschied war jedoch die Farbgestaltung der Kopfbedeckung, sie war entscheidend für die Zugehörigkeit des Studenten zu einer Verbindung. Die Farben entsprachen dabei den Farben des Bundes, diese konnten wahllos gewählt worden sein oder entsprachen den Landesfarben der jeweiligen Verbindung.
Ein anderes Symbol ihrer Verbundenheit kam ebenfalls im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert auf. Das dreifarbige Band ersetzte das bisherige Ordenskreuz, welches an einem ein- oder mehrfarbigen Band, um den Hals getragen wurde. Dieses zwei- bzw. dreifarbige Brustband sollte alle Brüder des gleichen Bundes symbolisch umschlingen und einigen. Zuerst wurde das Band geheim wie das Ordenskreuz unter der Oberbekleidung oder auf der Haut getragen. Später wurde es zum wichtigsten Symbol und wird auch heute noch - als Zeichen der Verbundenheit über den Tod hinaus - den verstorbenen Bundesbrüdern mit ins Grab gegeben. Das Band zeigte zudem noch den Status des Trägers innerhalb seiner Verbindung. Zwei Farben trugen die „Füchse" (unter anderem auch „Füxe" geschrieben), sie waren die Neulinge und mussten sich erst noch beweisen. Die Zeit bis zu ihrer „Burschung" und dem dazu gehörenden dreifarbigen Band verbrachten die Füchse mit ihrer „Konfuchsia" im gemeinsamen „Fuchsenstall", dies sollte sie aneinander binden und den Sinn für die Gemeinschaft fördern. Füchse waren meistens mit anderen Mitgliedern der Verbindung zusammen und standen unter der Aufsicht eines älteren Burschen, dem „Fuchsmajor". Dieser führte sie in die Sitten und Gebräuche der Verbindung ein und klärte sie über Pflichten und Rechte auf. Neben dieser Schulung wurde der Fuchs auch im Fechten ausgebildet und musste nebenbei auch kleinere Aufgaben erfüllen.

Das Leben innerhalb der Verbindung war streng geregelt, das Zusammenleben sehr eng. Man nahm zusammen das Mittagessen ein, verbrachte die Nachmittage gemeinsam und traf sich noch auf dem Fechtboden. Eigene Organisation und Rechtsprechung der Verbindung wurden auf dem „Convent" geregelt. Der „Convent" war das höchste Gremium des Bundes und seinen Beschlüssen hatten sich alle Bundesbrüder unterzuordnen. Neben dem Convent waren die „Chargen" die offizielle Führung der Verbindung. Sie leiteten alle Veranstaltungen, waren Ansprechpartner und „standen in der Verantwortung". Die „inaktiven Burschen" waren meist nur noch beratend in der Verbindung tätig. Sie standen meist kurz vor dem Examen und hatten alle Verpflichtungen dem Bund gegenüber erfüllt. Nach seinem Examen und seinem Einstieg ins Berufsleben, wurde der „inaktive Bursch" in den Kreis der „Alten Herren" aufgenommen. Die „Alten Herren" waren zwar ab 1870 in eigenen Vereinen organisiert, unterstanden aber offiziell dem jeweils aktiven Bund. Sie unterstützten ihre Bünde mit Beiträgen und standen den Bundesbrüdern beratend zur Seite. Bis heute unterhalten die Bünde oftmals eigene Häuser und Wohnheime, um ihren Mitgliedern und anderen Studenten eine günstige Wohnstätte zu bieten. Diese

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 57

günstigen Wohngelegenheiten entwickelten sich zu einer guten Möglichkeit, neue Mitglieder zu akquirieren, zu „keilen". „Keilen" wurde die Anwerbung von neuen Füchsen genannt. Hierbei half man den neuen Studenten bei der Einschreibung, organisierte für sie Feiern und unterstützte sie bei der Wohnungssuche. Zudem lud man sie in die Kneipen der Verbindung ein, um sie für diese zu begeistern oder um sie direkt vor Ort in den aktiven Bund zu übernehmen. Die Kneipen unterschieden sich kaum von den „Kommersen", die früher im Privaten gehalten wurden, vielmehr übernahmen die Verbindungen einige der alten Sitten, um ihre Kneipen aufzulockern. Blieb der Senior, die oberste Instanz im Bund, zuerst noch im Hintergrund, übernahm er immer mehr die Rolle des „Präsidenten" und griff aktiv in den Verlauf des Abends ein. Für die Unterhaltung gab es auch hier spezielle Spiele des „Bier"- oder „Trink-Komments" mit festen Regeln wie z.B. beim „Bierjungentrinken". Bei diesem „Zweikampf" versuchten die beiden Kontrahenten ein volles Glas Bier so schnell wie möglich zu leeren.

Studenten, Kleidungsstile und Politik

Neben all den Ritualen und der Neigung zu spezieller Kleidung entwickelte sich unter den Verbindungsstudenten um 1800 noch eine zu diesem Zeitpunkt wieder neue Leidenschaft, die im politischen Engagement der Studenten zum Ausdruck kam. Viele wurden aufgrund ihrer Aktivitäten verfolgt, manche hingerichtet, einige landeten in Haft oder wurden verbannt. Dennoch waren immer wieder Studenten bereit, sich auch unter diesen Bedingungen für größere Liberalität und mehr Rechte einzusetzen. Sie verstanden es also nicht nur, zu feiern und ihren Drang nach Freiheit in Form von Kleidern und Kneipen umzusetzen, sondern engagierten sich auch im Vorfeld der 1848er Revolution politisch für freiheitliche Rechte. Einen Anteil an der Entwicklung zu mehr gesellschaftlicher Liberalität im Zuge der frühen nationalliberalen Bewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann man den Studenten auf keinen Fall absprechen. In Anlehnung an den Einsatz der Burschenschaften ist die Farbzusammenstellung der deutschen Fahne mit Schwarz-Rot-Gold entstanden, für die sich die Weimarer Republik 1919 und nicht zuletzt die Bundesrepublik Deutschland 1949 in Anlehnung an demokratische Traditionen entschieden.[6]

Um noch einmal auf die Ausgangsthese zurückzukommen bleibt noch ein kurzer Blick aufs spätere 20. Jahrhundert zu tun: Eine uns wohl auch heute noch vor Augen stehende Beziehung zwischen studentischer Protestbewegung und für die Öffentlichkeit auffälligen Kleidungsformen lieferten die Aktivitäten der 1960er Jahre, wenn auch unter völlig anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Nicht nur die veränderten Kleidungsstile, auch die politische Theorie der Aktivisten war in diesem Fall ganz offensichtlich gegen das „Establishment" und die „Konsumgesellschaft" ausgerichtet. Auch hier wurden einzelne Kleidungsstücke zum Symbol politisch-gesellschaftlicher Aussagen, die den Wert der Individualität bzw. individuellen Freiheit gegenüber der als „formiert" betrachteten, „kleinbürgerlichen" Gesellschaft als erstrebenswert betonten. Natürlich bewegten sich die Menschen dieses Jahrzehnts auch nicht mehr im Rahmen schriftlich niedergelegter Kleiderordnungen, trotzdem wurde der Protest als solcher in der Öffentlichkeit durchaus verstanden und ihm wurde - je nach Ausgangspunkt - kritisch oder positiv begegnet.[7] Wie sich die Studierenden des 21. Jahrhunderts zu den gesellschaftlichen und politischen Gegeben-

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 58

heiten unserer Zeit verhalten werden und welche der unzweifelhaft vorhandenen Traditionen zwischen Verbindungswesen und „antiautoritären" Aktivitäten der 60er Jahre sie für sich aufgreifen oder fallen lassen werden, bleibt abzuwarten.

1 Siehe dazu zum Beispiel Michael Schwarz: „Warum die Uni einen Karzer brauchte", unter www.rzuser.uni-heidelberg.de/~it5/unispiegel/karzer.htm am 25.07.2006, S. 2. Über Universitätsbetrieb und das Selbstverständnis des Lehrkörpers und der Studierenden im Mittelalter siehe u.a. Arno Borst: Lebenformen im Mittelalter, Frankfurt 1982, S. 553f.
2 Dazu S. 1f. bei „Was Sie schon immer über Talare wissen wollten..." von Thomas Becker unter www.uni-bonn.de/www/Universitaetsfest/Talar.html am 25.07.2006.
3 Ein Beispiel für einen moderneren „Trink-Komment" findet sich unter http://www.nothensteiner.ch/schriften/komment.html, mit Datum vom 26.07.2006.
4 Eine gute allgemeine Definition dieser „festlichen und repräsentativen Form der Kneipe" findet sich unter http://de.wikipedia.org/wiki/Kommers, 26.07.2006.
5 Nach der Ausgabe von Christian Wilhelm Kindleben 1781, gefunden unter http://www.uni-stuttgart.de/hilaritas/LIEDER/TEXTE/gaudeamus.html, 28.07.2006.
6 Der Dichter und Journalist Daniel August von Binzer (1793-1868) erwähnt die Kombination Schwarz-Rot-Gold erstmals in einem seiner Lieder im Jahre 1819, http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Studentenverbindungen, 28.07.2006.
7 Dazu lesenswert ist die Untersuchung von Marion Grob: Das Kleidungsverhalten jugendlicher Protestgruppen in Deutschland im 20. Jahrhundert, Münster 1985, S. 224ff.

Ergänzende Literatur:
Peter Krause: "O alte Burschenherrlichkeit".
Die Studenten und ihr Brauchtum, Graz, Wien, Köln 1979.
Torsten Locher/Hans-Martin Sass (Hg.): Handbuch der Deutschen Burschenschaft, Bad Nauheim 1964.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 59

Glossar
zu studentischen Verbindungen

von Jens Rüße

Aktiver Studierendes Mitglied einer Studentenverbindung. Zur Aktivitas - das sind alle Aktiven - zählen Füchse, Burschen und inaktive Burschen, also alle Mitglieder, die ihr Studium noch nicht beendet haben.
Alter Herr Mitglied einer Studentenverbindung nach Abschluss des Studiums. Die Alten Herren tragen zum Verbindungsleben als fördernde und beratende Mitglieder bei und sorgen für die Kontinuität des Korporationsgedankens.
Band Eine schmale Schärpe in den Verbindungsfarben wird als äußeres Zeichen der Zugehörigkeit zu einer (farbentragenden) Verbindung getragen.
Burschenschaft 1. Gemeinschaft der Aktivitas und der Alten Herren, 2. Korporationsbezeichnung für Verbindungen mehrerer Verbände, 3. übliche Bezeichnung für den Korporationsverband *Dt. Burschenschaft*, 4. Bezeichnung für die gesamte burschenschaftliche Bewegung.
Bursche Vollberechtigtes Mitglied einer Verbindung.
Cerevis Eine kleine, runde und schirmlose Mütze, die in der Mitte den Verbindungszirkel aufweist, der mit Wein- und Eichenlaub umstickt ist; um 1840 entstanden.
Charge, Chargierte Die Charge (frz.: Bürde eines Amtes) ist ein Vorstandsamt in einer Verbindung. Die Chargierten einer Verbindung können bei festlichen Anlässen der Korporation (Kneipe, Kommers) oder der Öffentlichkeit (kath. Prozessionen, Unifeierlichkeiten) im so genannten „Chargenwichs“ (Festgewand) chargieren.
Comment S. Komment.
Convent (lat.: Zusammenkunft, auch „Konvent“ geschrieben) Beratendes und beschlussfassendes Organ einer Verbindung.
Couleurdame 1. Tochter eines Alten Herren, 2. Frauen, wenn sie zu einer Veranstaltung der Verbindung (z.B. Ball, Kommers) erscheinen.
Couleur Die Farben einer Verbindung als äußeres Zeichen derselben. Bestandteile sind Band, Zipfel und Mütze.
Fink Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchliche Bezeichnung für nicht-korporierte Studierende.
Fuchs, Fux Neues Mitglied einer Verbindung. Während der Fuchsenzeit (reicht von fünf Monaten bis zu zwei Jahren - je nach Verbindung unterschiedlich) hat das neue Mitglied die Gelegenheit vor dem endgültigen Eintritt in die lebenslange Gemeinschaft, das Verbindungsleben und die anderen Mitglieder kennenzulernen. Die Schreibweise mit „x“ ist heutzutage die gebräuchlichere, aber immer noch finden beide Schreibweisen Verwendung.
Inaktiver Studierendes Mitglied der Aktivitas einer Studentenverbindung, welches aufgrund von bevorstehenden Prüfungen oder ähnlichem (Hauptprüfungen, Diplomarbeit, Praxissemester etc.) oder Wechsel des Studienortes von verschiedenen Verpflichtungen befreit ist.
Keilen Das Werben neuer Mitglieder. Die Wortwahl rührt daher, dass sich früher um die neuen “Füchse” mit den anderen Verbindungen geprügelt wurde.
Kneipe Traditionelle Feier im studentischen Leben, die nach bestimmten Ritualen (Komment) mit Gesang, Reden und Zeremonien gestaltet wird.

Komment (frz. „wie", auch „Comment" geschrieben) Regularium und Glossar für bestimmte Formen der studentischen Bräuche und des Gemeinschaftslebens. Es gibt den allgemeinen deutschen Biercomment als Kneipcomment sowie Couleurcomment, Fechtcomment etc.
Kommersbuch Studentisches Liederbuch, das in Verbindungen genutzt wurde.
Kommers Festliche Kneipe (Veranstaltung/Feier) einer Verbindung.
Konvent S. Convent.
Korporation (lat. Körperschaft) Studentenverbindung.
Leibfuchs In der Regel wählt sich der Fuchs, der dann Leibfuchs genannt wird, einen „Leibburschen" mit dem er besonders gut befreundet ist, der ihn dann in Verbindungsangelegenheiten berät.
Leibbursch Der Fuchs wählt sich einen Leibbursch zum persönlichen Berater in allen Verbindungsangelegenheiten. Er vertritt ihn auf Conventen, zu denen der Fuchs noch nicht zugelassen ist. Außerdem führt der Leibbursch den Fuchs in die üblichen Komments und bei schlagenden Verbindungen in „Mensuren" ein.
Mensur Das Fechten der Studenten ist im ausgehenden Mittelalter entstanden aus der Notwendigkeit, sich auf den langen Wegen zwischen Heimat und Universität vor Übergriffen zu schützen. Das (adelige) Privileg des Tragens von Waffen wurde vielfach auch den Universitätsangehörigen zugestanden und wurde von diesen als äußeres Zeichen der sog. "Akademischen Freiheit" angesehen. Im Übergang zur Neuzeit (und nochmals während des Kaiserreiches) verkam dieses Recht und wurde zur Regelung von Ehrenangelegenheiten (Satisfaktion) missbraucht und war oft verboten. Formalisierungen im 19. Jahrhundert und in der Weimarer Republik ließen aus dem Duell die „Bestimmungsmensur" in den studentischen Verbindungen entstehen.
Schläger Der Schläger ist eine Mensurwaffe. Er ist stumpf und ohne Spitze, jedoch sonst ähnlich wie ein Degen gebaut. Er ist, da das Tragen eines Degens als Waffe in früheren Jahren verboten war, auch heute noch für die studentischen Verbindungen Ausdruck der „akademischen Freiheit".
"Schwarze" Verbindungen Studentenverbindungen, die keine Farben tragen.
Stürmer studentische Kopfbedeckung (Mütze).
Tönnchen Schirmlose, runde Kopfbedeckung des Couleurstudenten, ähnlich dem Cerevis. Es ist nicht oder nur mit dem Zirkel bestickt. Es wird meist auf dem Hinterkopf getragen; um 1830 entstanden.
Wichs (sprachliche Verwandschaft mit Wichse (Lederputzmittel). Besonderes studentisches Festgewand, das von den Chargierten bei besonderen Anlässen getragen wird.
Zipfel Schmuckanhänger aus einem Stück Coleurband und einem Schieber mit Wappen, Zirkel und Widmung. Wird zu verschiedenen Anlässen getauscht, z.B. zwischen Leibbursch und Leibfuchs, nach Mensuren oder bei besonderen Freundschaften zwischen Korporierten verschiedener Verbindungen.
Zirkel Symbol einer Verbindung. Enthält in der Regel die Anfangsbuchstaben des Verbindungsnamens und des Wahlspruches der Verbindung. Der Zirkel wird hinter die Unterschrift gesetzt und auf Couleurgegenständen verwendet.

Aus

http://www.koelner-cv.de/glossar.php5
http://www.afrania.de/content/glossar.htm
http://www.holzminda.de/glossar.htm

Friedhelm Golücke: Studentenwörterbuch. Das akademische Leben von A – Z, Graz [u.a.] 1987.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 61

Katalog zur Ausstellung:
Schlagfertig! Studentenverbindungen im Kaiserreich

Mit einer Einführung von Maya Zumdick

Fast alle Objekte, die in der Ausstellung „Schlagfertig – Studentenverbindungen im Kaiserreich“ gezeigt werden, stammen, bis auf zwei Ausnahmen, aus der Studentica-Sammlung des Detmolders Ewald Lutz. Dem Westfälischen Freilichtmuseum wurde diese Sammlung 1999 gestiftet. Die Stiftung fügte sich hervorragend in die Sammlung des Westfälischen Freilichtmuseums als Landesmuseum für Volkskunde ein. Vor allem durch den Umstand, dass kurz zuvor die Bereiche Jugend, Schule und Ausbildung zum Sammelschwerpunkt ernannt worden waren. Darüber hinaus ist und war das Thema Bräuche in Vereinen und Verbindungen bereits seit längerem wichtiger Bestandteil des Sammelkonzeptes des Museums.
Bei der umfangreichen Sammlung von Objekten aus studentischen Zusammenhängen handelt es sich um gerahmte und ungerahmte Druckgrafiken und Fotografien, Bücher, wertvolle und seltene Fotoalben, Couleurartikel (Bänder, Zipfel, Mützen, Bandknöpfe), Jacken, Bierhumpen, sogar ein paar Kleinmöbel und anderes mehr.
„Couleurartikel“ (couleur aus dem franz. = „Farbe“) beinhalten Kleidungs- und Schmuckstücke sowie Gebrauchsgegenstände, die von farbentragenden Studentenverbindungen verwendet werden. So wurde beispielsweise das mehrfarbige Verbindungsband um die Brust getragen. Den Zipfel, ein kurzes Stoffband mit den Farben der jeweiligen Verbindung, tauschten Studenten innerhalb einer Verbindung als Freundschaftsbeweis aus. Er konnte aber auch zu besonderen Anlässen zwischen Mitgliedern verschiedener Korporationen getauscht oder zur Verlobung der Partnerin überreicht werden. Die studentische Kopfbedeckung war äußeres Erkennungsmerkmal des akademischen Standes. Um diese Stücke studentischer Kleidung zu präsentieren, wurde in der Ausstellung eine Garderobenszene gezeigt, an der sie abends, beispielsweise nach einer Kneipe, abgelegt wurde.

Unter den gesammelten Objekten befinden sich auch einige Gegenstände, die Ewald Lutz in seiner eigenen Zeit als Verbindungsstudent gehörten, wie z.B. seine persönlichen Couleurartikel. Die seltenen Wappenalben – der Schwerpunkt der Sammlung – konnten in der Ausstellung nur am Rande vorgestellt werden, einige wenige sind auf den nachfolgenden Bildern zu sehen.

Bestimmte Objekte fehlen in der „Sammlung Lutz“: So gab es keine Schutzkleidung, die während der Mensur oder bei Fechtübungen getragen wurde. Darüber hinaus fehlten spezielle Schärpen, Hosen und Stiefel.
Aber während der Vorbereitungen für die Ausstellung wurde ein Kontakt zu einem „Alten Herren“[1] der Verbindung „Corps Normannia Hannover“, dem Detmolder Tierarzt Dr. Hans-Peter Schwesig, hergestellt. So wurde eine Stiftung derartiger Schutzkleidung von der Verbindung „Corps Normannia Hannover“ an das Westfälische Freilichtmuseum Detmold ermöglicht. Es handelt sich dabei um „Mensur-Schutzkleidung“: Speziell um einen „Übungsstulpen“, zwei „Paukstulpen“, zwei „Übungswesten“, einen „Übungshelm“, eine „Mensurweste“, eine „Mensurbrille“, einen ledernen Ohrenschutz und zwei „Sekundantenwesten“.

Zur Ausstattung des so genannten „Paukwichs“ (Schutzkleidung der „Paukanten“ bei Fechtübungen oder einer „Mensur“)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 62

gehörten üblicherweise beim Üben ein Filz- oder Lederhelm mit Gesichtsschutz aus Stahldrahtgitter, Hals- und Brustschutz sowie ein Armschutz mit eingearbeitetem Handschuh und einem stumpfen Paukschläger. Auf der Mensur bekleidete sich der „Paukant“ mit einer seidenen Halsbinde zum Schutz der Halsadern, einer „Paukbrille“ mit Nasenblech und Lederriemen über dem äußeren Gehörgang, einer ledernen Halsmanschette, einem Brustschutz (lederne Paukweste und Schürze), „Paukhose“, Armstulpen, einem stahlarmierten Handschuh und scharfen „Mensurschläger“.[2]
Im Gegensatz dazu wurde der „Paukwichs“ auf einer „Mensur“ im Bereich des Kopfes auf eine Brille reduziert, um einen der gefragten Schmisse[3] zu erhalten. Ein „Paukwichs“ (allerdings ohne „Paukhose“ und „Schläger“) zum Üben mit Stahlhelm und Armstulpen und eine Sekundanten-Schutzkleidung mit den Farben des „Corps Normannia Hannover“ wird in der Ausstellung inszeniert, da auf den allgemein bekannten Fotografien nur schwer zu erfassen ist, wie diese besondere Art der Kleidung in Wirklichkeit aussieht.

Um die besondere Vielfalt der Sammlung in dem Ausstellungsraum der ehemaligen Fasanerie des Westfälischen Freilichtmuseums darstellen zu können, wurde eine große Schauvitrine mit unterschiedlichsten Studentica-Objekten aufgebaut. Hier kann sich der Besucher nicht nur ein ungefähres Bild von dem Umfang der „Sammlung Lutz“ machen, sondern auch einen Eindruck über Art, Vielfalt und Größe der verschiedenartigsten Objekte gewinnen. Des Weiteren wird durch die Regale und die halbgeöffneten Schubladen deutlich, wie im Museum manche dieser Objekte magaziniert werden.

1 Dies ist in Verbindungskreisen ein besonderer Begriff: Weil die Korporation als lebenslange Verpflichtung gedacht war, erfolgte nach Abschluss des Studiums oft der Wechsel zu den „Alten Herren“. Diese unterstützten ihre Verbindung unter anderem finanziell, setzten sich aber auch für den weiteren Verlauf der Karriere von Verbindungsbrüdern ein. In den heute noch existierenden Verbindungen besteht das Verständnis eines „Lebensbundprinzip“ nach wie vor.
2 Vgl. Friedhelm Golücke: Studentenwörterbuch. Das Akakdemische Leben von A-Z, Graz [u.a.] 1987, S. 339.
3 Ein Schmiss ist eine Hiebwaffen-Verletzung im Gesicht.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 63

Porträt des späteren Sammlers Ewald Lutz von 1931 mit der für seine Verbindung typischen Kopfbedeckung, genannt „Stürmer“. (WFM Inv.Nr.: 1999:1887, Sammlung Lutz)

Lithografie des 65-jährigen Stiftungsfestes der Burschenschaft „Germania Königsberg von 1843“, 1908. Ewald Lutz wurde 1930/31 Mitglied dieser Burschenschaft. (WFM Inv.Nr.: 1999:2420, Sammlung Lutz)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 64

Fotoalbum von Ewald Lutz, darin u.a. Porträtaufnahmen von seinen Vorfahren und Atelieraufnahmen von befreundeten Verbindungsstudenten um 1900. (WFM Inv.Nr.: 1999:2471, Sammlung Lutz)

Innenansicht des Fotoalbums von Ewald Lutz mit Atelieraufnahmen von Verbindungsstudenten um 1900. (WFM Inv.Nr.: 1999:2471, Sammlung Lutz)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 65

Drei Kopfbedeckungen von Ewald Lutz in den Farben der Burschenschaft „Germania Königsberg von 1843“. Von links nach rechts: „Tönnchen“ (WFM Inv.Nr.: 1999:1552), Schirmmütze (WFM Inv.Nr.: 1999:1543) und „Cerevis“ (WFM Inv.Nr.: 1999:1565), sämtlich aus der Sammlung Lutz.

Couleurartikel von Ewald Lutz: Ein Band in den Farben der Burschenschaft „Germania Königsberg von 1843“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2788) und eine Taschenuhr mit Bier- und Weinzipfel (WFM Inv.Nr.: 1999:2802), beide aus der Sammlung Lutz.
Ewald Lutz erhielt zwei Weinzipfel von seinem Leibburschen Heini Schusdziarra, zu Weihnachten 1931 und am 5.5.1931, darüber hinaus schenkten ihm H. Wetz und K. Lankheit zusammen im Somersemester 1932 einen weiteren Weinzipfel. Beide Studenten stammten wahrscheinlich aus der Verbindung „Rugia Greifswald“ (Farben: grün-weiß-rot).

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 66

Fotoalbum mit dem Wappen der Studentenverbindung „Vandalia III Heidelberg“ um 1900. (WFM Inv.Nr.: 1999:2376, Sammlung Lutz)

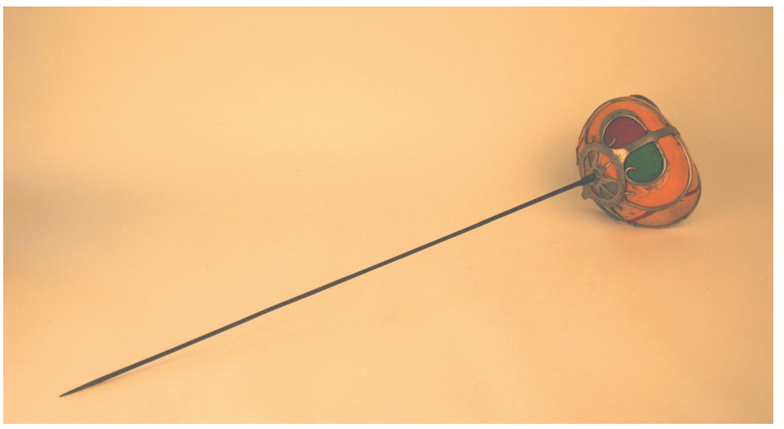
Die Fotografie aus dem oben zu sehenden Album zeigt Studenten der Verbindung „Vandalia III Heidelberg“ bei einer studentischen „Kneipe“. (WFM Inv.Nr.: 1999:2376, Sammlung Lutz)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 67

Fotografie von zwei Korporationen während einer „Mensur“ („Paukboden-Szene“): Partie „Verdensia Göttingen“ gegen „Cimbria Göttingen“ um 1910.
(WFM Inv.Nr.: 1999:2556, Sammlung Lutz)

Fotoalbum eines Mitgliedes der Verbindung „Saxo-Borussia Leipzig“. Die Fotografien zeigen mehrere Studenten mit „Mensur-Verletzung“ um 1920/30.
(WFM Inv.Nr.: 1999:2387, Sammlung Lutz)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 68



„Korbschläger“ der Verbindung „Ghibellinia Göttingen“ um 1900. (WFM-Inv.Nr.: 1999:1569, Sammlung Lutz)

Schutzkleidung für „Mensuren“ oder Fechtübungen. Links: „Sekundantenweste“ mit den Farben der Studentenverbindung „Corps Normannia Hannover“ (WFM Inv.Nr.: 2006:540). Rechts: Schutzkleidung eines schlagenden Studenten bei Fechtübungen: Helm (WFM Inv.Nr.: 2006:537), „Paukweste“ (WFM Inv.Nr.: 2006:535) und „Paukstulpen“ (WFM Inv.Nr.: 2006:532) um 1940/50. Freundliche Stiftung der Verbindung „Corps Normannia Hannover“.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 69

Kaisertage in Bonn: Das Corps Borussia mit den Kaiser und den Kronprinzen. Aufgenommen am 18. Juni im Garten der Lesegesellschaft vor dem Bankett von Theo Schalgans, Hofphotograph in Bonn.

Besuch von Kaiser Wilhelm II. bei der Verbindung „Borussia Bonn“ am 20. Mai 1902. Der Kaiser war selbst Mitglied dieser Verbindung.
(WFM Inv.Nr.: 1999:2434, Sammlung Lutz)

„Chargierter“ in „Vollwichs“. Verbindungsstudenten sollten nach außen tadellos auftreten, denn die studentischen Korporationen zählten sich zur gesellschaftlichen Elite und eiferten dem Offiziersideal nach.
(WFM Inv.Nr.: 1999:2571, Sammlung Lutz)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 70

Garderobenszene mit Objekten aus der Sammlung Lutz. Band (WFM Inv.Nr.: 1999:1535) und Schirmmütze (WFM Inv.Nr.: 1999:1534) stammen von der Verbindung „Bubenreuther“, die Couleurjacke (WFM Inv.Nr.: 1999:2954) und der Spazierstock (WFM Inv.Nr.: 1999:1599) aus anderen Verbindungen.

Drei Bänder unterschiedlicher Verbindungen: Burschenschaft „Franconia Freiburg“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2795), „Markomanno-Albertia Freiburg“ von 1903 (WFM Inv.Nr.: 1999:2734), „Ghibellinia Leipzig“ SS 1912 (WFM Inv.Nr.: 1999:2791), sämtlich aus der Sammlung Lutz.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 71

Bierhumpen. Geschenk des Leibburschen E. Friche an „seinen“ Leibfuchs H. Schwager, beide waren Mitglieder der Verbindung „Mündenia Göttingen“. (WFM Inv.Nr.: 1999:1773, Sammlung Lutz)

Bierhumpen. Geschenk des Leibburschen Th. Greiner an „seinen“ Leibfuchs R. Kluge SS 1907, beide waren Mitglieder der Verbindung „Tanne Eisenach“. (WFM Inv.Nr.: 1999:1765, Sammlung Lutz)

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 72

Mehrere Wein- und Sektzipfel aus der Sammlung Lutz.
Links: Weinzipfel der Verbindung „Austria Innsbruck“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2618).
Mitte: Fünf Weinzipfel der Verbindung „Hasso-Borussia Marburg“ und „Darmstadtia Gießen“ um 1960 (WFM Inv.Nr.: 1999:2617). Rechts: ein Weinzipfel der Verbindung „Arminia Dortmund“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2614). Oben: ein Sektzipfel des „Vereins Deutscher Studenten München-Prag“ (VDSt), München“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2660) und ein Weinzipfel wahrscheinlich der Verbindung „Germania Freiberg“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2661).

Zwei Bandknöpfe mit Zirkel: links der Zirkel der Verbindung „Erato Darmstadt“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2584) und rechts derjenige der „Akademisch-Wissenschaftlichen Verbindung Markaria Stuttgart“ (WFM Inv.Nr.: 1999:2604), beide aus der Sammlung Lutz.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 73

Große Schauvitrine mit Objekten unterschiedlichster Art aus der Studentica-Sammlung von Ewald Lutz, WFM Detmold.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 74

Kurzbiografien der Autoren

Wiebke Abel
Ausbildung:1999-2002 Ausbildung zur Verlagskauffrau (Club Bertelsmann, Rheda-Wiedenbrück)
Studium: Magister, seit 2002 Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Medienwissenschaft und Literaturwissenschaft an der Universität Paderborn, 9. Semester
Geburtsort: 1980 in Minden

Professor Dr. Stefan Baumeier
Studium: Volkskunde, Kunstgeschichte und Klassische Archäologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und Wien
Promotion: „Bürgerhaus in Warendorf", 1970
Professur: Honorarprofessur an der Westfälischen Wilhelms-Unversität seit 1996
Tätigkeit: von 1970 bis 2005 am Westfälischen Freilichtmuseum in Detmold tätig, ab 1976 als Museumsleiter, seit 2005 ehrenamtlicher Mitarbeiter im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold
Forschungsschwerpunkte: Bauen und Wohnen, materielle Kultur und Museologie
Geburtsort: 1940 in Warendorf

Ulrike Claßen
Volontariat: 2000 – 2002 bei der Zeitung „Neue Bildpost" in Hamm
Studium: Magister, Neuere und Neueste Geschichte, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Medienwissenschaft, Universität Paderborn, 8. Semester
Studentische Hilfskraft: seit 2004 am Lehrstuhl für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn
Geburtsort: 1980 in Traunstein

René Kwee
(Hat uns leider vor Drucklegung nicht erreicht.)

Sabrina Lausen
Studium: Magister, Neuere und Neueste Geschichte, Mittelalterliche Geschichte und Pädagogik, Universität Paderborn, 8. Semester
Studentische Hilfskraft: seit 2004 am Lehrstuhl für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn
Projekte: Mitarbeiterin der Abteilung III der Ausstellung "Canossa 1077 - Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik"
Geburtsort: 1982 in Paderborn

Privatdozent Dr. Rainer Pöppinghege
Studium: Neuere Geschichte, Englische Philologie, Politikwissenschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster
Promotion: „Absage an die Republik. Das politische Verhalten der Studentenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster 1918-1935", Münster 1994
Habilitation: „Im Lager unbesiegt. Deutsche, englische und französische Kriegsgefangenen-Zeitungen im Ersten Weltkrieg", Essen 2004
Tätigkeit: Oberassistent am Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Universität Paderborn und Geschäftsführer des dortigen Historischen Instituts, universitäre Lehrerfahrung seit 1998, Fortbildung zum hochschuldidaktischen Moderator (Paderborn Academic Development) und Leitung verschiedener hochschuldidaktischer Workshops
Forschungsschwerpunkte: Kommunikationsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Geschichts- und Erinnerungskultur in Deutschland
Geburtsort: 1962 in Hamm/Westf.

Jens Rüße
Ausbildung: 2003 zum Informatikkaufmann abgeschlossen
Studium: BA, seit 2003 Student - Medienwissenschaften und Geschichte, Universität Paderborn, 6. Semester
Geburtsort: 1979 in Lippstadt

Maya Zumdick M.A.
Ausbildung: 1999 zur Reiseverkehrskauffrau abgeschlossen
Studium: Magister, WS 1999/2000 bis SS 2004, Europäische Ethnologie, Baltische Philologie, Angewandte Kulturwissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster
Studentisches Volontariat: 2000 bis 2004 in der Volkundlichen Kommission Münster
Magister: „Störtebeker. Ein Held der Meere", 2004
Volontariat: seit 2004 wissenschaftliche Volontärin im Freilichtmuseum in Detmold
Geburtsort: 1976 in Münster

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 75

Abbildungsnachweis:
WFM-Pölert/Hesterbrink: S. 63, 64, 66, 67, 69.
Alle weiteren Abbildungen Westfälisches Freilichtmuseum Detmold (WFM), u.a. von Karin van t´Hull.

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 76

Schlagfertig_Inhalt 07.08.2006 14:14 Uhr Seite 77